

ROBERT FOCKEN

FANGT DEN WASHINGTON!

Die Rolle der Hessen im
Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg
1776 – 1783



ROBERT FOCKEN

FANGT DEN WASHINGTON!

Die Rolle der Hessen im
Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg
1776–1783



1. Auflage

Alle Rechte vorbehalten · Societäts-Verlag

© 2026 Frankfurter Societäts-Medien GmbH

Hedderichstraße 49 · 60594 Frankfurt am Main

vertrieb@societaets-verlag.de

Layout & Satz: Societäts-Verlag, Bruno Dorn

Umschlaggestaltung: Societäts-Verlag, Bruno Dorn unter

Verwendung des Bildes »Washington Crossing the Delaware«

Vor- und Nachsatz: © HIL Marburg 2025, Kartographie: Melanie

Müller-Bering

Druck und Verarbeitung: Print Best

Printed in EU 2026

ISBN 978-3-95542-544-9

Der Verlag behält sich das Text- und
Data-Mining nach § 44b UrhG vor, was
hiermit Dritten ohne Zustimmung des
Verlages untersagt ist.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.societaets-verlag.de



societäts\verlag

Inhalt

Vorwort	7
1775: Kolonisten werden aufmüpfig: Vom Entstehen einer Nation	11
Ankunft in Amerika: Das große Staunen	27
Siege und Niederlagen, Teil I: Die Jagd beginnt	39
Siege und Niederlagen, Teil II: Washington auf der Flucht	51
Siege und Niederlagen, Teil III: Trenton – der Hessenfang	63
Siege und Niederlagen, Teil IV: Aus den Augen einer Frau	71
Exotische Begegnungen: Irokesen als Verbündete	89
Die große Flucht, Teil I: Flüchtlinge und Deserteure	103
Die große Flucht, Teil II: Die Sache mit den Frauen	111
Gefangenschaft: Violinkonzerte und Auspeitschungen	125
Der Weg nach Yorktown, Teil I: 1778 – 1781	135
Der Weg nach Yorktown, Teil II: Sommer 1781	145
Flüchtlingsträume und das Ringen um die Sklaven	159
Wie ging es weiter mit ...?	176
Zusammenfassung	183
Literatur- und Quellenverzeichnis	185
Bildnachweis	188
Autor	189
Danksagung	189
Index	190

Vorwort

Hand aufs Herz, liebe Leserinnen und Leser: Hätten Sie gewusst, dass die amerikanische Unabhängigkeitserklärung von 1776 konkreten Bezug auf die Hessen nimmt? Sie tauchen dort als »armies of foreign mercenaries« auf, als Söldnerarmeen also, die nach Amerika unterwegs waren, um im Namen der britischen Krone amerikanische Freiheitskämpfer umzubringen. Die gute Nachricht vorweg: Sie brachten eher wenige jener »Patrioten« um; die Gefechte waren relativ unblutig, verglichen mit den Schlachten des Siebenjährigen Krieges oder gar den Napoleonischen Kriegen. Quasi nebenbei befreiten Briten und Deutsche Tausende Schwarzer Sklaven: Die hatten ihre eigene Vorstellung von Freiheit und liefen den Plantagenbesitzern in Scharen davon. Am Ende landete dann manch ein Schwarzer Tambour oder Pfeifer im beschaulichen Kassel, im Paraderegiment des Landgrafen – was nur ein kurioser, kaum bekannter Aspekt des ganzen Unternehmens ist.

Die »Hessians«, die in die amerikanische Kriegsfolklore eingingen, waren übrigens nicht immer Hessen. Zwar machten die Truppen der Landgrafschaft Hessen-Kassel und der Fürstentümer Hessen-Hanau und Waldeck den größten Teil der Aufgebote aus, doch vermieteten auch Braunschweig-Wolfenbüttel und die Zwergstaaten Ansbach-Bayreuth und Anhalt-Zerbst einige Regimenter an die Briten. Die Geldnot dieser Fürstenhäuser war chronisch! Gerne nutzten sie die Gelegenheit, am Krieg in Übersee zu verdienen – gleichzeitig vermittelte ihnen solch ein »Deal« das Gefühl, Teil der großen, weiten Welt zu sein.

Die Deutschen bildeten dann immerhin knapp ein Drittel des britischen Gesamtaufgebots in Übersee, hatten also durchaus strategische Bedeutung.

Der eigentliche Schießkrieg zwischen Kolonisten und Briten ging bereits im Jahr 1775 los; für die deutschen Truppen begann er nach der Überfahrt im Sommer 1776 mit der Jagd auf einen gewissen George Washington: In der heutigen Weltstadt New York, zwischen Manhattan, Brooklyn und Bronx, trieben Briten und Hessen die Rebellen vor sich her. Die »Patrioten« reichten anfangs Niederlage

an Niederlage. Am Ende freilich, Jahre später, sollten sie die Oberhand behalten. Der zähe Glaube der Amerikaner an ihre Sache und auch die Weite des kaum beherrschbaren Landes spielten dabei eine große Rolle. Eine neue Macht entstand, die Vereinigten Staaten von Amerika. Aber die Jagd, das möchte dieses Buch in Erinnerung rufen, hätte auch anders ausgehen können. Hessische Kanoniere gaben gleich mehrere Schüsse auf den zu Pferde sitzenden Washington am Ufer des East Rivers ab. Was, wenn einer dieser Schüsse getroffen hätte?

250 Jahre später lohnt sicherlich ein Rückblick ohne ideologischen Eifer. Wir lassen die Männer – und Frauen! – zu Wort kommen, die damals von ihren Fürsten auf die Reise geschickt wurden. Ihre Tagebücher und Briefe bergen manche Überraschung, zerstören einige Klischees: So dachten zum Beispiel so manche von vornherein an Auswanderung und waren froh über eine Gratis-Überfahrt nach Amerika. Der »Zug der Tränen« scheint hier und da durch, aber andere Motive sind mindestens so prominent; so brachte der Soldatenhandel der deutschen Fürsten bei genauerem Hinsehen der breiten Bevölkerung so manche Vorteile. Erstmals überhaupt federte der hessische Landgraf die Soldatenentsendung mit Steuervorteilen für die betroffenen Familien ab – ein Hauch von schlechtem Gewissen mag da mitgespielt haben.

Der Kriegsalltag in Übersee war hart genug: Die deutschen Grenadiere verliefen sich in weglosen Wäldern, erlitten Ruhr und Malaria, wehrten Klapperschlangen und Moskitos ab, während die mitgereisten Frauen Verpflegung organisierten, Uniformen flickten und zwischendurch Kinder zur Welt brachten, auf dem Feldzug, im Schützengraben, in einem Zelt... Wir lassen einfache Soldaten und Offiziere zu Wort kommen, ferner eine Baronin mit Gottvertrauen, die ihrem Mann mit ihren Kindern hinterherreiste, bis an die Front. Wir lernen geflüchtete Sklaven kennen, die gerne an der Seite dieser »Fürstenknechte« aus Übersee kämpften – gegen ihre alten Herren! Auch der erwähnte George Washington sah seine Sklaven davonlaufen und pochte folglich am Ende auf Rückgabe »amerikanischen Eigentums« – umsonst! Tatsächlich ging die allerletzte Runde bei diesem großen Fangspiel an die Briten und Hessen.

Der Lesbarkeit zuliebe habe ich weitgehend auf Fußnoten verzichtet. Meine Quellen sind am Ende des Buches aufgelistet. Bei der Terminologie greife ich mitunter auf zeittypische Bezeichnungen zurück, folge aber im Wesentlichen den Usancen des Verlages, der den moderneren Begriff des »Indigenen« dem des »Indianer« meiner Jugendzeit vorzieht. Tatsächlich werden die Ureinwohner in den Quellen oft schlicht »Wilde« genannt, was vor allem sprachlich bequem war, keine weitere Differenzierung erforderte. Schwarze bzw. afrikanisch-stämmige Menschen hingegen wurden damals von den Deutschen meist als »Mohren« bezeichnet; das war eine Eindeutschung der »Mauren«, der arabischen Beherrscher des mittelalterlichen Spaniens. Ein rassistischer Dünkel ging damit in jener Zeit nicht einher. Ein »Mohren-Tambour« am Hof des hessischen Landgrafen war also ein Schwarzer Trommler, der meist nicht aus hessischen Landen stammte (materiell aber interessanterweise besser gestellt war als normale, eingeborene Hessen).

Und nun viel Spaß bei der Lektüre!

Robert Focken

1775: Kolonisten werden aufmüpfig: Vom Entstehen einer Nation

Bald nach dem Siebenjährigen Krieg (1756 – 1763) setzt eine Entfremdung zwischen den 13 amerikanischen Kolonien und dem britischen Mutterland ein. Immer wieder streitet die Krone mit den Siedlern über Steuern, Zölle und Lastenverteilung allgemein; die selbstbewussten Amerikaner aber wollen ihre selbst definierten Freiheiten nicht aufgeben und greifen schließlich zu den Waffen. Mangels eigener Soldaten werben die Briten Truppen in Deutschland an. Vor allem in der Landgrafschaft Hessen-Kassel werden sie fündig. Für manche Untertanen des Landgrafs ist die Amerika-Entsendung bloßer Zwang, andere gehen gern; ein Novum sind soziale Abfederungsmaßnahmen für die betroffenen Familien.

Vor rund 250 Jahren begann an der amerikanischen Ostküste ein Ringen, das die Welt nachhaltig verändern sollte. Siedlerrebell, selbst aufgewachsen in der freiheitlichen englischen Tradition, wagten den Konflikt mit dem Mutterland. Betrachten wir zunächst die Ursachen dieses Ringens (»Warum?«), dann die konkreten Auslöser (»Warum jetzt?«). Bei der Frage nach dem *Warum* kann man im Grunde auf ebendieses Mutterland verweisen: Das freiheitlich-britische Selbstverständnis, der Gedanke, dass sich freie Menschen eigene Gesetze geben, die zu ihnen passen – all das florierte in den überseeischen Außenposten Britanniens. Jede Kolonie hatte eine Art Siedlerparlament, man tagte und beriet über viele Aspekte der »öffentlichen Sache« – unter der Oberherrschaft und dem Schutz der Krone, wohlgemerkt. Die Provinzialversammlungen erließen auch Regeln für das Binnenleben der Kolonie, somit praktizierten die Amerikaner eigentlich schon Selbstverwaltung, als sie offiziell noch Briten waren.

Diese weitgehende Freiheit von fürstlichem Absolutismus zog einen stetigen Strom von Einwanderern an. Innerhalb von nur drei Generationen verzehnfachte sich die Bevölkerung der 13 Kolonien



Der 4. Juli 1776: Die Abgeordneten des Kontinentalkongresses verabschieden die Unabhängigkeitserklärung. Die 13 vereinten Kolonien erklären sich am Ende des Dokuments zu »freien, unabhängigen Staaten«.

auf immerhin ca. 2,5 Millionen Menschen im Jahr 1776 (davon etwa eine halbe Million Schwarzer Sklaven). Die Bewohner waren gesünder, besser ernährt und im Durchschnitt auch von größerem Körperwuchs als in England. Selbst die Kindersterblichkeit war geringer als in Europa, wo im Schnitt nur jedes zweite Kind das Erwachsenenalter erreichte. Die Amerikaner trugen ein robustes Selbstbewusstsein in sich, das von der Behauptung gegenüber einer rauen Natur wie auch von nie endenden Grenzkämpfen mit Indigenenstämmen gefördert wurde, deren Land von Siedlern in Besitz genommen wurde (weshalb die Ureinwohner später oft Verbündete der Briten waren).

Selbstverwaltung und demokratische Freiheiten

Kommen wir also zu dem »Warum jetzt?«, das heißt dem Auslöser für die Abspaltung. Kurioserweise ging das auf ein gemeinsames Erfolgserlebnis der britischen Staatsmacht und der Kolonisten zurück: den Sieg im Siebenjährigen Krieg (1756 – 1763). Jener Konflikt ging dem Unabhängigkeitskrieg um wenige Jahre voraus, hieß in Amerika aber »French and Indian War«, womit der Hauptgegner Frankreich bereits benannt ist. Gekämpft wurde erstmals auf mehreren Erdteilen, in Europa, im fernen Indien und eben auch in Amerika. Die alte britisch-französische Rivalität war der Hauptstrang des Kräftemessens; in Nordamerika versuchten die Franzosen damals, eine möglichst starke Verbindung zwischen den Bastionen QUÉBEC und Montreal im Norden und New Orleans im Süden zu errichten, das den Handel auf dem Mississippi kontrollierte. Folglich prallten britische und französische Einheiten im oberen Ohiotal aufeinander (der Ohio mündet in den Mississippi). Die Angelegenheit endete 1763 mit einem Sieg Großbritanniens; das Preußen Friedrichs des Großen und die Landgrafschaft HESSEN standen damals übrigens auf britischer Seite und fochten jahrelang gegen französische Armeen zwischen Rhein und Weser.

Auch Kolonisten sollen für britischen Schutz zahlen

Der Kriegsausgang hatte eine angenehme und eine unangenehme Folge: Einerseits konnten die immer weiter nach Westen ausgreifenden Siedler und *frontiers men* nun nicht mehr von den Franzosen behelligt werden. Andererseits aber hatte die britische Krone bei Kriegsende einen gewaltigen Schuldenberg aufgehäuft, an deren Abtragung man nun auch die bisher kaum besteuerten Kolonisten beteiligen wollte. Das heißt, die Siedler waren nun weniger gefährdet, sollten aber gleichzeitig – quasi im Nachhinein – endlich einen Beitrag für ihren Schutz durch das Mutterland entrichten. Das stieß bei manchem bitter auf, zumal sich die Londoner Zentrale mit Maßnahmen wie der

Stempelsteuer für offizielle Urkunden, die aber auch Zeitungen be-
traf, womöglich etwas ungeschickt anstellte. Von Neuengland, vor
allem von Massachusetts und seinem Hauptort **BOSTON**, gingen bald
die ersten Widerstandsinitiativen aus. Sich vom fernen Parlament in
Westminster (**LONDON**) aus besteuern zu lassen passte nicht mehr zum
Lebensgefühl der selbstbewussten Kaufleute und Anwälte! Dass sie
sich trotzdem noch längere Zeit als Untertanen des britischen Königs
GEORGE III. sahen, war ein ideologischer Spagat, der die ersten Gefechte
nicht überleben sollte.

Von Schneebällen zu Kanonenkugeln

Wer skurrile Erzählungen mag, könnte es so formulieren: Die ersten
Geschosse dieses Konflikts waren Schneebälle. Straßenjungen in
BOSTON warfen sie im Winter des Jahres 1770 mit höhnischen Worten
auf die wenig beliebten Soldaten, die ein britisches Zollhaus bewach-
ten. Die dreiste Störaktion eskalierte, am Ende feuerten die Soldaten
ihre Musketen ab und dann lagen drei Tote im Schnee; zwei Schwer-
verletzte starben kurze Zeit später. Unter dem etwas pompösen Be-
griff »Boston Massacre« ging das Ganze in die Annalen der Revoluti-
onsgeschichte ein. Die Gemüter der Amerikaner gerieten in Wallung,
aber sie kühlten auch wieder ab – noch war alles offen. Noch sprach
niemand von Unabhängigkeit oder gar Krieg. Die britische Zollpolitik
jedoch erregte bald neuen Widerstand. Der mündete drei Jahre später,
1773, in einem geplanten Aufruhr der Einheimischen: Bei der »Boston
Tea Party« warfen als Irokesen verkleidete Radikale Hunderte von
Teekisten in das Bostoner Hafenbecken. Das sollte die Quittung dafür
sein, dass **LONDON** Knall auf Fall der Ostindischen Handelsgesellschaft
erlaubt hatte, an amerikanischen Zwischenhändlern vorbei ihren Tee
in Amerika zu verkaufen – zollfrei, wohlgemerkt.

Es dauerte dann nicht mehr lange, bis die Kolonisten anfangen,
landauf, landab Waffen zu horten. Unter anderem im Dorf namens
Concord, etwa 20 Meilen von **BOSTON** entfernt. Dort fand sich auch –
quasi heimlich – die von den Briten zwangsaufgelöste Provinzialver-
sammlung von Massachusetts zur Tagung ein. Folglich setzte sich im
April 1775 der britische Militärkommandeur vor Ort mit 800 Soldaten
in Marsch, um die Abgeordneten mitsamt aller Waffenvorräte dingfest
zu machen. Der Einsatz aber wurde zur Fackel, die eine Scheune voll

Heu entzündete: Die Briten prallten mit amerikanischen Milizeinhei-
ten zusammen, erst in Concord, dann im nahegelegenen Lexington.
Aus zunächst zögerlichem Schießen wurde bald gezieltes Feuer. Der
Rückmarsch nach **BOSTON** artete zur Flucht aus, die nur ein Häuflein
der britischen Rottröcke überlebte; der Krieg hatte begonnen.

Washington: Pflanzler, Spekulant, Oberbefehlshaber

In **PHILADELPHIA**, dem Hauptort Pennsylvanias, trat daraufhin der
sogenannte Kontinentalkongress der 13 Kolonien zusammen. Der
Verteidigungszustand wurde ausgerufen, was einer Kriegserklä-
rung gleichkam. Man beschloss, eine Armee von 15.000 Mann unter
General **GEORGE WASHINGTON** aufzustellen. Der damals 43 Jahre alte
WASHINGTON gehörte der Pflanzaristokratie von Virginia an, Hunder-
te von Sklaven bewirtschafteten seine Güter. Als tüchtiger Geschäfts-
mann hatte auch er in Landerschließungsgesellschaften investiert, die
im Ohiotal tätig waren. Das war eine Art Spekulation auf den Tag, an
dem die Briten das Gebiet für Besiedlung freigaben (auf Kosten der
Indigenen). **WASHINGTON** hatte in jenen Regionen während des vergan-
genen Krieges kleinere Gefechte gegen die Franzosen geschlagen, was
seinen Namen bekannt gemacht hatte. Er galt als tüchtig, integer und
willensstark. Dass er ein Südstaatler war, passte umso besser, denn
die meisten der »Patrioten« entstammten den Neuengland-Kolonien
im Nordosten. (Auch Personalfragen gehörten immer wieder zu den
Kompromissen, die beim Zusammengehen der so unterschiedlichen
Kolonien geschlossen wurden.)

Der britische König **GEORGE III.** war einigermaßen empört über die-
se Entwicklung. Wollten die Untertanen in Übersee jetzt dem Mon-
archen das Regieren verbieten? »Selbstregierung«, das klang nicht
mehr nach dem Status »Untertan«! So berief der König **LORD NORTH**
zum Premierminister, der für eine kompromisslose Haltung stand.
Dass man die Kolonisten zu »angemessenem Gehorsam« zwingen
werde, kündigte der Premierminister bald darauf im Parlament an:
mit Waffengewalt, wenn nötig!

Allerdings – woher nahm man all die Soldaten, die der ferne
Kriegsschauplatz erfordern würde? Die Royal Navy beherrschte die
Weltmeere, gewiss. Aber das britische Heer war winzig. Normaler-
weise »mietete« man deshalb im Kriegsfall gerne Soldaten auf dem

Kontinent. Zum Beispiel bei den deutschen Verwandten des britischen Monarchen: Der Großvater von KING GEORGE III., George I., war aus dem Kurfürstentum HANNOVER zugewandert. Schwäger, Neffen und Onkel gab es also reichlich in Deutschland. Aber nun brauchte man auf einen Schlag ein ganzes Heer von Fremdsoldaten, 30.000 Mann oder mehr. Die in Deutschland zusammenzustoppeln, konnte dauern ...

LORD NORTH entsann sich, dass die Zarin Katharina II. – eine geborene Prinzessin von Anhalt-Zerbst – 20 Jahre zuvor zu einem Schutzvertrag für Kur-Hannover bereit gewesen war. Von 55.000 russischen Soldaten war damals die Rede, die das »britische« Norddeutschland im Kriegsfall sichern sollten. Dann war da noch ein anderer Punkt, der für Nervosität sorgte: die Gefahr, dass europäische Soldaten mit den freiheitlich »verseuchten« Rebellen fraternisierten und in Scharen davonliefen! Pennsylvania zum Beispiel wimmelte von deutschen Siedlern. Bei Russen dagegen, dachte sich LORD NORTH, wäre diese Gefahr doch wohl gering?

Glück für Amerika: Die Russen sind beschäftigt

Mit diversen Angeboten rückte man der Zarin zu Leibe. Die (britische) Insel Menorca war im Angebot, auch profitable Zuckerinseln in der Karibik, ferner reichlich Geld. Doch die Zarin winkte am Ende ab: Sie war auf Russlands Süden fokussiert, setzte an, die Halbinsel Krim und die Ukraine türkischem Einfluss zu entreißen. Geld brauchte sie nicht unbedingt, Soldaten schon. (Man ahnt es: Krim und Ukraine wurden erfolgreich eingenommen!)

So musste GEORGE III. dann doch die deutsche Karte ziehen. Ein amtlicher Rekrutierungsmanager tourte über die Jahreswende 1775/76 über die deutschen Höfe und unterzeichnete mehrere Abkommen über Hilfstruppen. Das größte entfiel mit über 12.000 Mann auf LANDGRAF FRIEDRICH II. VON HESSEN-KASSEL, einen Schwager von GEORGE III. Bei den 12.000 Mann blieb es nicht, einschließlich Nachschub und Ersatz dienten dann sogar insgesamt ca. 19.000 Soldaten in Übersee (die Schätzungen der Historiker schwanken). Dies entsprach theoretisch gut fünf Prozent der Gesamtbevölkerung von damals 350.000 Menschen. Übertragen auf die heutige hessische Bevölkerungszahl von gut sechs Millionen Einwohnern wäre das ein Heer

von mehr als 300.000 Mann! Aber natürlich kamen längst nicht alle dieser Menschen aus den hessischen Kernlanden. Denn selbst der auf britische Pfunde bedachte Landgraf wollte nicht als »Entvölkerer« seines Landstriches dastehen. Insofern hieß die Devise von Anfang



Das weiße Ross auf der Truppenfahne deutet auf Norddeutsche hin: Braunschweig-Wolfenbüttel stellte das zweitgrößte Truppenkontingent insgesamt.

an, auch Nicht-Hessen zu werben. Insgesamt haben die »Ausländer« dann schätzungsweise ein Drittel der Kontingente ausgemacht, mitunter auch noch mehr.

Die heute zynisch anmutende Söldnerei entsprach tatsächlich den Usancen der Zeit. Sage und schreibe rund 130.000 (Fremd-)Soldaten wurden beispielsweise Anfang des 18. Jahrhunderts im Spanischen Erbfolgekrieg von den Kriegsparteien angeworben! Die Mehrzahl von ihnen kam aus Mitteleuropa. Holländer und Briten traten regelmäßig als Mieter auf, sie mochten keine stehenden Heere. Die galten als suspekt, weil schwer kontrollierbar in politischen Krisenzeiten. Also lieh man beim Nachbarn ...

Personalsuche in Deutschland

Die Bezeichnung »Hessen« wurde später synonym für die deutschen Hilfstruppen im Unabhängigkeitskrieg gebraucht; als »Hessians« erinnern heute noch viele Amerikaner die damaligen Söldner. Da die landgräflichen Truppen nicht ausreichten, warben die Briten noch anderswo: etwa bei einem Sohn des Landgrafen, Wilhelm, der die (noch) separate Herrschaft HESSEN-HANAU regierte. Der unterzeichnete zunächst für 668 Soldaten, die später sogar auf 2.400 Soldaten aufgestockt wurden. Zweitgrößter Geber im Reich aber wurde HERZOG CARL VON BRAUNSCHWEIG-WOLFENBÜTTEL mit mehr als 4.000 Soldaten. Mit jeweils ca. 1.000 Soldaten beteiligten sich ferner die Zwergstaaten WALDECK, ANSBACH-BAYREUTH und ANHALT-ZERBST. Der FÜRST FRIEDRICH AUGUST VON ANHALT-ZERBST war kurioserweise ein jüngerer Bruder der Zarin Katharina und im Gegensatz zu ihr stets knapp bei Kasse.

Die Gesamtzahl der deutschen Truppen, die einschließlich der Ergänzungen und Auffüllungen zum Einsatz kam, wird auf bis zu 30.000 geschätzt. Die fürstlichen Verleiher verdienten gut an diesem Geschäft, zahlten die Briten doch 30 Taler Leihgebühr pro Jahr für jeden Soldaten. Fand der Soldat den Tod oder wurde er dienstuntauglich, gab es nochmals 30 Taler. Das Londoner Schatzamt übernahm auch die laufende Besoldung der Truppen bis zum Ende des Feldzugs. Gleichwohl erhielt der Landgraf noch zusätzlich »feste« Subsidien in Höhe von 64.000 Talern jährlich und mehr. Alles in allem sollen auf diese Weise ca. drei Millionen Taler in seiner Kriegskasse gelandet sein (die offiziell so hieß). Das mag raffgierig klingen. Wir müssen allerdings bei der Beurteilung der Vorgänge etwas Wichtiges berücksichtigen: Die Kriegskasse unterstützte sehr regelmäßig die zivile Kammerkasse. 1772 flossen beispielsweise während einer Hungersnot 150.000 Taler von der Kriegs- in die (leere) Kammerkasse, ähnlich viel in den Jahren zuvor. So nahe es heute läge, im Landgrafen einen kaltschnäuzigen Despoten zu sehen, so »normal« war er vor dem Hintergrund seiner Zeit.

Ein Soldatenhändler mit sozialem Gewissen?

Genau genommen, war dieser FRIEDRICH II. sogar ein eher aufgeklärter Reform-Fürst: Er führte die Feuerversicherung ein, modernisierte das Strafgesetzbuch, schaffte die Folter ab, öffnete als erster Monarch

überhaupt seine Kunstsammlung für die Öffentlichkeit (das Kasseler »Fridericianum«) und gründete das erste Findelhaus Deutschlands. Er rief später so manche bäuerliche Mustersiedlung mit dem Londoner Geld ins Leben, wie er überhaupt bemüht war, in den Jahren vor dem Krieg mit allen möglichen Maßnahmen die wachsende Zahl von Kleinbauern und Kleinstbauern vor dem Konkurs beziehungsweise dem Verhungern zu bewahren. Das freilich war fast eine Sisyphus-Arbeit: Die Geburtenzahlen stiegen allmählich an, die Zahl potentieller Hoferben wuchs, was zur Verkleinerung der vererbten Äcker beitrug. Dass nicht jedes der fürstlichen Rezepte funktionierte, spricht aber nicht gegen die hehre Absicht des Monarchen.

Und die Soldaten, die »Betroffenen« also, was dachten sie? Die Berufssoldaten hatten sich zwangsläufig zu fügen. Manch einer von ihnen hatte schon im Siebenjährigen Krieg unter britischer Flagge gekämpft, denn die Landgrafschaft hatte damals an der Seite Preußens und Britanniens gestanden. Auf Feldzüge zu gehen war also für die meisten nichts Neues. Jüngere Offiziere begrüßten sogar vielfach die Gelegenheit, etwas für ihr »avancement« tun zu können, also durch Bewährung auf dem Feldzug befördert zu werden. Aber bis zu zwei Drittel der Kompanien musste überhaupt erst einmal mit Rekruten aufgefüllt werden. Oft waren das »Teilzeit-Soldaten«: Die Angehörigen der sogenannten Landgrenadier-Regimenter waren gleichsam bäuerliche Reservisten. Sie übten ein paar Wochen zwischen Aussaat und Ernte und hatten ansonsten wenig Berührung mit dem Militärapparat.

Scheidung oder ... Rekrutendepot?

Maltratierte Ehefrauen und Mütter konnten bisweilen saufende Männer und ungeratene Söhne loswerden: Der Marburger Bäckermeister Gröbler wurde 1782 ins Rekrutendepot gesteckt, nachdem sich seine – offenbar einflussreiche – Frau bei Ratsmitgliedern beschwerte, dass er »alltäglich sich besaue und ... auch alles, was in Hause nagellos sei, [...] fortschleppe, ... sie gar sehr wünsche, daß dieser ihr Ehemann in Sicherheit gebracht werden möge...«.

Viele Soldaten hatten zivile Berufe

Aus Kostengründen war die Friedensstärke des Heeres natürlich niedriger als im Kriegsfall. Und viele der Garnisonssoldaten, weiß man heute, verbrachten mehr Zeit mit ihrem gelernten Handwerk als Schuhmacher, Handschuhstricker oder Tischler als mit eigentlichem Kasernendienst. (Was später in amerikanischer Gefangenschaft

zu einer Art Trumpfkarte wurde!) Dieses zivile Werkeln mag kurios klingen, verbindet man doch mit dem Militär damals strikten Gehorsam und drakonische Disziplin. Aber gleichzeitig prägten fast schon gemütliche Sitten und Bräuche das Kriegswesen; der britische Oberbefehlshaber, General HOWE, beispielsweise hatte auch auf Feldzügen stets seine Mätresse dabei.

Einer der wirkmächtigsten Kritiker der Söldnerei war FRIEDRICH SCHILLER. Manche von uns – so wie der Autor dieses Buches – haben das Drama »Kabale und Liebe« noch in der Schule gelesen. Da taucht der Handel mit gepressten Soldaten in einer Nebenhandlung auf (wobei es um WÜRTTEMBERGER, nicht um HESSEN ging). Die Fürstenmätresse Lady Milford muss erfahren, dass ihre Brillanten mit dem Verkauf von 7.000 Landeskinder ins Ausland finanziert wurden. Sie ist bestürzt, das Publikum umso mehr!

Lockmittel: Gratis-Passage nach Übersee

Die Szene ist allerdings eher ein moralischer Aufschrei: SCHILLER, so viel kann man sagen, hat wie ein tüchtiger Agitator eine Sache kräftig zugespitzt und andere unerwähnt gelassen. Hätte er statt der Brillanten von neuen Herrschaftsbauten und -bädern, von Krankenhäusern und Musterhöfen auf dem Land gesprochen, wäre es historisch korrekter gewesen – aber das hätte kaum für Theaterfuror gesorgt. Der Kasseler Landgraf sanierte mit den Erlösen zunächst einmal die öffentlichen (Armen-)Kassen, die unter schwerem Druck standen. Das ist die eine Seite; dann waren da die Soldaten, die keinesfalls alle nach Amerika geprügelt werden mussten. Vielmehr weiß man heute dank neuerer Studien zur Motivation der Beteiligten, dass auch zwei eher positive Gründe eine Rolle dabei spielten, sich anwerben zu lassen: 1) Ein gutes Gehalt und gewisse Aufstiegschance versus Armut und Perspektivlosigkeit zu Hause; 2) Die Gratis-Passage nach Amerika, gleichsam Vorstufe zur Auswanderung.

Stichwort Auswanderung: Das war damals gar nicht so leicht. Seinem Ländchen den Rücken zu kehren war schlicht und einfach verboten! Alle Fürsten waren damals an »Peuplierung«, an Zuwanderung interessiert. Untertanen, Steuerzahler, Beiträger zum Sozialprodukt durften also nicht einfach verschwinden. Abgesehen davon, dass sich kein einfacher Bauer, kein Bürstenbinder die monatelange Überfahrt

nach Amerika leisten konnte. Zwischen 15 und 20 Prozent der HESSEN liefen dann später ihrer Truppe davon, vom einfachen Soldaten bis zum Feldprediger. Insgesamt waren es wohl etwa 5.000 Deutsche, alle Kontingente berücksichtigt, die beschlossen, »drüben« zu bleiben. Viele von ihnen dürften das von Anfang an in Erwägung gezogen haben!

Ein junger Rentbeamter sucht das Abenteuer

Ansonsten: Ein Abenteuer mit ungewissem Ausgang mag besser sein, als daheim zu versauern! Viele zweit- und drittgeborene Söhne von Bauernfamilien nahmen die Uniform, da sie zu Hause schlichtweg nichts (mehr) zu erben hatten. Ihr neues Gehalt, fünfeinhalb Taler, das war das Drei- oder Vierfache von dem, was ein Kutscher oder Hausbediensteter verdiente. Und das Handgeld, die Anwerbeprämie, betrug immerhin 15 Taler. Viele hatten im normalen Leben nie so viel Geld in der Hand gehabt! Neben der profanen Armut konnte einen auch Langeweile zum Militär bringen: Da war zum Beispiel der 17-jährige ADAM LUDWIG OCHS aus dem beschaulichen ROSENTHAL (Landkreis Waldeck-Frankenberg). OCHS durchlief eine Ausbildung zum »Rentbeamten«, womit seine Zukunft sicher schien: das ruhige Dasein eines Finanzbeamten nämlich. Die Nachrichten vom Krieg in Amerika waren für ihn dann wie ein schriller Weckruf. »Angelockt durch Kriegslust und träumend von den goldenen Bergen in der neuen Welt« eilte er nach ZIEGENHAIN, um sich dem dortigen Regiment als Fahnenjunker anzudienen. Er war allerdings erst 17, minderjährig! Peinlicherweise tauchte während des Rekrutierungsprozesses dann der Vater auf der Wachstube auf. OCHS senior war ein grundsolider Stadtvorsteher. Von dem Amerika-Blödsinn hielt er so viel wie ein heutiger Juristenvater, dessen Sohn vor dem Ersten Staatsexamen beschließt, doch lieber Rapmusiker zu werden... Es dürfte einen heftigen Streit im Hause OCHS gegeben haben, doch am Ende setzte sich der Sohn durch. Er begann zunächst als schlichter Trosshelfer, bewährte sich in vielen Lagen und wurde 1781 tatsächlich zum Leutnant befördert, dem ersten Offiziersdienstgrad. Auch Jahre später, nach der Heimkehr nach HESSEN, zog er die Uniform nicht mehr aus; er stieg schließlich bis zum General auf und bekam einen Adelstitel – spätestens zu diesem Zeitpunkt dürften ihm seine Eltern, so sie es noch erlebten, verziehen haben.

Handgeld-Schacher in den Schenken

Stichwort Handgeld: Die 15 Taler waren auch für manchen Ausländer der Grund, sich in den blauen Uniformrock des Landgrafen einkleiden zu lassen. Die Nicht-Hessen warb man ganz ungeniert in den Schenken Frankfurts, Kölns, Nürnbergs an, schließlich erforderten die ersten Ausfälle durch Krankheit, Tod oder Gefangennahme bald Ersatz aus Deutschland. Aber leicht war die Anwerberei nicht! In so mancher Schenke stießen die landgräflichen Werber auf Konkurrenten, Werber aus BRAUNSCHWEIG oder auch aus PREUßEN. Die lockten Rekruten oft mit deutlich höheren Werbepremien! Es kam zu regelrechten Bietergefechten. Dies war nur ein erstes kleines Anzeichen dafür, wie sich später im fernen Amerika die Machtbalance zwischen einfachen Soldaten und Offizieren ein ganzes Stück weit verschieben sollte, und zwar zugunsten der Soldaten.

Aus alten Deserteuren werden neue Rekruten

Die neuen Gasthaus-Rekruten waren oft genug Deserteure, die bereits einer Armee (oder mehreren) entflohen waren. Aber man konnte ja noch mal Handgeld nehmen und dann weitersehen ... Festhalten darf man also: Nicht nur der Landgraf agierte kaltschnäuzig! Auf so manchem Exezerzierplatz zwischen HOFGEISMAR und HANAU dürfte die Mobilmachung erst einmal für Chaos gesorgt haben. Einerseits musste man viele Neulinge eingliedern, andererseits erfahrene Kräfte »unabkömmlich« stellen. Unabkömmlich, so wies der Landgraf an, waren in der Landgrafschaft Bauern mit eigenen Höfen, Söhne von Witwen, »Facharbeiter« (Metalle!), Bergleute, Salzsieder, Studenten und so weiter, die Liste war lang. Zurück blieben vielfach junge Leute, ledig und ohne Kinder. Zwang sollte bei der Anwerbung grundsätzlich nicht angewendet werden. Also entwickelten die Behörden eine gewisse Fantasie:

Steuererleichterungen für die Zurückbleibenden

Da gab es zum Beispiel eine große Armenspeisung 1779 in TREYSA. Die körperlich tauglichen unter diesen Habenichtsen »wurden solange verköstigt, bis sie sich durch Versprechungen und kostspielige Atzung zu

solchem Dienst freiwillig bequemen«. Die Grenze zwischen Überredung und Zwang dürfte wohl fließend gewesen sein. Auch wenn Zwang offiziell nicht angewandt werden sollte. Aber hieß »nicht sollte« auch »nicht durfte«? Das landgräfliche »Reglement« für die Infanterie aus dem Jahr 1754 erwartete von den Offizieren, dass sie »hübsche Leute *ohne Klagen und Gewaltthätigkeiten* mit guter Manier anwerben«. Das Ergebnis seien dann »gute Regimenter [und] gute Compagnien«. Einige Zeilen weiter allerdings warnt die erwähnte Vorschrift vor Offizieren mit »schlechten« Regimentern und Kompanien – was nahelegt, dass jene offenbar mit den »falschen« Methoden rekrutiert haben.

Eher modern wirken die Steuererleichterungen, die der Landgraf gewährte. Die Familien bzw. Eltern der Soldaten konnten sie während des Feldzugs in Anspruch nehmen (Ehefrauen und ihre Kinder wiederum genossen Mietzins-Erleichterungen, zum großen Ärger von Vermietern). Bis 1783 kamen auf diese Weise der Bevölkerung nach amtlichen Quellen immerhin ca. 1,3 Millionen Taler zugute. Es gab im Übrigen viele solide Gemüter unter den Soldaten, die von vornherein einen Teil ihres Gehalts für die Lieben zu Hause abzweigten. Bis zum Jahr 1779 zählt eine Studie dabei bereits knapp 600.000 Taler, die direkt nach HESSEN zurückflossen. Dies mochte manche Not lindern, die durch das Verschwinden des Versorgers entstanden war; gleichwohl kann man in einer Gesamtbeschau natürlich nicht ausblenden, dass die Gefallenen und die Opfer von Krankheiten (ca. 85 Prozent der Gesamtverluste!) meist einen herben Verlust für die Familien daheim bedeuteten, der mit Geld nicht zu kompensieren war.

Mit dabei: Ehefrauen der Soldaten

Nicht jede Soldatenfrau musste oder wollte zu Hause bleiben. Das Reglement erlaubte jeder Kompanie (ca. 110 bis 120 Personen) die Mitnahme von sechs Frauen. Für ihren Unterhalt – und den von entstehenden Kindern – kam natürlich der Ehemann auf. Diese Frauen müssen von einer enormen Robustheit gewesen sein, ausgestattet mit großem Gottvertrauen. Das Abenteuer, auf das sie sich einließen, war eigentlich noch größer als das ihrer Männer: Starb der Ehemann oder geriet er in Gefangenschaft, waren sie mehr oder weniger schutzlos. Und was, wenn sich zwischendurch Schwangerschaften einstellten? Im normalen Lagerbetrieb übernahmen die Frauen meist die Es-



Friederike Charlotte Riedesel, Freifrau zu Eisenbach, wurde 1746 in Brandenburg geboren und lebte nach ihrer Heirat in Wolfenbüttel (heute Niedersachsen). Mit 30 Jahren folgte sie zusammen mit ihren Töchtern ihrem Ehemann nach Amerika, in den Krieg. Ihre »Berufs-Reise nach America« wurde später vielfach neu aufgelegt und in andere Sprachen übersetzt.

senszubereitung und das Waschen von Wäsche. Auch bei der Pflege der Verwundeten spielten sie eine Rolle. Hier und da klingt in den Quellen an, dass die Frauen auch mit Schnaps und Tabak handelten. Das konnte ein guter Hinzuverdienst sein; dass eine Soldatenfrau aber offizielle »Marketenderin« einer Kompanie oder eines Bataillons war, dürfte die Ausnahme gewesen sein.

Leider ist von den einfachen Soldatenfrauen keine Memoiren-Literatur überliefert. Umso erfreulicher ist deshalb das Tagebuch VON FRIEDERIKE RIEDESEL FREIFRAU ZU EISENBACH. Ihre Aufzeichnungen wurden später sogar unter dem Titel »Die Berufs-Reise nach America« veröffentlicht, in mehreren Sprachen. Sie war verheiratet

mit FRIEDRICH ADOLPH RIEDESEL FREIHERR ZU EISENBACH, der einer altadeligen Familie in Lauterbach (Vogelsbergkreis) entstammte. Bedingt durch Zufälle und die Verwerfungen des Siebenjährigen Krieges führte der hessische Baron (Baron ist ein anderer Ausdruck für »Freiherr«) später unter braunschweigischer, nicht hessischer Flagge Truppen nach Amerika; BRAUNSCHWEIG-WOLFENBÜTTEL war, wie gesagt, der zweitgrößte Soldatenlieferant.

Mit Gottvertrauen und drei Töchtern unterwegs

Als BARON RIEDESEL sich auf die Reise machte, blieb sie mit zwei kleinen Kindern erst einmal zurück. Nicht, weil sie die gefährvolle Reise geschreckt hätte – sie war vielmehr schwanger im sechsten Monat. Aber sie liebte ihren Mann innig, und als sie die Niederkunft verkraftet hatte, folgte sie ihm schließlich mit mittlerweile drei Töchtern über den Atlantik. Als normal galt solches Verhalten übrigens nicht: Vertraute FRIEDERIKES mit einer gewissen Reiseerfahrung rieten ihr vehement davon ab – umsonst. Vor ihr lag das größte Abenteuer ihres Lebens, erst sechs Jahre später sollte sie die Heimat wiedersehen.

Können wir Heutigen überhaupt noch ergründen, mit welchem Selbstgefühl Menschen auf solch eine Reise gingen? Die Passage nach Amerika dauerte etwa zwölf Wochen, oftmals auch länger. Auf der anderen Seite des Atlantiks war man buchstäblich »aus der Welt«. Mit welchen Gefühlen, welchen Erwartungen traten die Soldaten die Reise an? Einen guten Anhalt kann womöglich ein Liedtext aus der Zeit geben. Hessische Musketiere sangen ihn möglicherweise in der Schenke, wenn das Bier die Stimmung gelockert hatte. In den Versen des Lieds mischen sich schwungvoller Fatalismus und kraftmeiernde Selbstüberschätzung, wobei auch ein kleiner Hieb gegen den Landesherrn nicht fehlen darf.

*Juchheissa nach Amerika,
Dir Deutschland gute Nacht!
Ihr Hessen, präsentiert's Gewehr,
Der Landgraf kommt zur Wacht.
Ade, Herr Landgraf Friederich,
Du zahlst uns Schnaps und Bier!
Schießt Arme man und Bein' uns ab,*

*So zahlt sie England Dir.
Ihr lausigen Rebellen ihr,
Gebt vor uns Hessen Acht!
Juchheissa nach Amerika,
Dir Deutschland gute Nacht.*

Ankunft in Amerika: Das große Staunen

Die hessischen Regimenter marschieren zu den Einschiffungshäfen nach Norddeutschland. In Ochsenfurt am Main kommt es zu einer Meuterei von Einheiten Ansbach-Bayreuths; der Markgraf selbst muss die Sache beruhigen. Bald nach dem Einschiffen werden auf hoher See die ersten Kinder geboren. In Amerika angekommen, staunen die Deutschen über allgemeine Fülle und Wohlstand; die Rebellion der Amerikaner erscheint unverständlich. Das Elend der Sklaven wiederum passt nicht zu den Freiheitsversprechungen.

Im Frühjahr 1776 rückten die landgräflichen Regimenter aus den Kasernen ab und marschierten nach Norden. Interessanterweise berichten die Quellen, dass die Regimenter *ohne* Musik und Trommelschlag loszogen; die Stimmung war gedämpft, bei der Verabschiedung von den Angehörigen waren reichlich Tränen geflossen. Eltern nahmen Abschied von ihren Söhnen, Ehefrauen flehten ihre Männer an, gesund wiederzukommen. Es ging in den Krieg, für Britannien – aber wohin genau? Amerika war unendlich weit weg, es gab dort »Wilde«, viel mehr wusste man eigentlich nicht von jenem fernen Land.

Während Sammlung und Abmarsch der hessischen Truppen ohne größere Zwischenfälle abliefen, kam es in der Markgrafschaft ANSBACH-BAYREUTH zu einer handfesten Ausschreitung. Einzelheiten des Geschehens verdanken wir einem weiteren Tagebuchschreiber, dem 22 Jahre alten STEPHAN POPP aus dem mittelfränkischen Örtchen Dachsbach (Neustadt a. d. Aisch). Der junge Mann diente als Unteroffizier im BAYREUTHER Regiment Seyboth und freute sich auf das Abenteuer: »Seit meiner Jugendzeit hatte ich das Verlangen, die Welt kennenzulernen.« Er schildert das Eintreffen der beiden Regimenter in OCHSENFURT am Main. Von hier sollte der Weitertransport per Schiff erfolgen. Dummerweise aber waren die vorhandenen Schiffe offenbar nicht groß genug für all die Truppen. Die erste Übernachtung an Bord – noch vor der Abfahrt – ließ eine üble Stimmung entstehen.

»Echte Soldaten«, ärgerte sich POPP, durfte man auf den Mainkähnen nicht so zusammenpferchen! Die Männer gingen eigenmächtig wieder an Land, kauften Schnaps bei den Marketendern, entzündeten Lagerfeuer – und schon wurde es krawallig. Das Einschreiten der markgräflichen Jägertruppe (quasi als Polizisten) mündete zeitnah in einen Schusswechsel, bald liefen Dutzende Soldaten davon. Die meisten, berichtet POPP, wurden von den Jägern sogleich wieder gestellt und zurückgeführt, was er ausdrücklich gutheißt: Klagen gegen Ungebührliches sei in Ordnung, aber deswegen müsse man keine Revolte machen! Im Grunde weiß POPP nicht recht, zu welcher Seite er hier neigt, möchte gerne neutral bleiben.

Chaos und Aufruhr: Ein Markgraf wird blamiert

Das Ganze war aber schwerlich ein »politischer« Widerstand, so viel wird auch in den Aufzeichnungen eines Soldaten des BAYREUTHER Nachbarregiments deutlich. Dieser JOHANN CONRAD DÖHLA war damals 26 Jahre alt und stammte aus ZELL im Fichtelgebirge. Er diente bereits seit acht Jahren als Gemeiner und war ein eher ruhiger, scheinbar nicht besonders ehrgeiziger Zeitgenosse, dessen Tagebuch eine wichtige Quelle für den Amerikafeldzug ist. Den Aufruhr beschreibt er ausführlich; sein Regiment, die BAYREUTHER, machte sich bald mit den meuternden ANSBACHERN gemein. Die misstrauischen Einwohner OCHSENFURTS aber zogen ihre Zugbrücke des Stadttors hoch, weil sie glaubten, »dass nichts Gutes von der Meuterei käme«. Abends beruhigte sich dann wieder alles, als die Wirkung von Schnaps und Bier nachließ. Nach Einbruch der Dunkelheit kam der Markgraf schließlich selbst herbeigeritten, um diese Großpeinlichkeit irgendwie unter Kontrolle zu bringen.

Dieser 41-jährige CARL ALEXANDER war kein besonders ehrgeiziger Fürst, sonst hätte er sein Zwergfürstentum nicht später an PREUßEN verkauft (um mit seiner Mätresse in England zu privatisieren). Aber das skandalöse Chaos am Flussufer konnte er schlecht auf sich sitzen lassen. DÖHLA berichtet, dass der Markgraf angeblich »von Mann zu Mann« ging und jeden nach seinen Beschwerden fragte. Davon gab es einige! Also kündigte er weiteren Schiffsraum an und drohte ansonsten noch damit, dass Verweigerer »seine Gunst« einbüßen würden. Und ihren Besitz im Heimatort! Eigentlich eine Strafe, die

Deserteuren zuteilwurde. Damit war die Sache jedenfalls geklärt, am nächsten Tag legte die kleine Flotte ab. Dass CARL ALEXANDER selbst dann noch ein ganzes Stück mitfuhr, sprach dafür, dass er kein Risiko mehr eingehen wollte.

Nachzählen an der Küste: Sind alle da?

Während die ANSBACH-BAYREUTHER dann über den Rhein bis ins holländische DORDRECHT gefahren wurden, mussten die HESSEN marschieren. In Tagesetappen um die 30 Kilometer zogen sie nach BREMEN und dann nach BREMERLEHE, das heute BREMERHAVEN heißt. Dort musterte ein britischer Offizier noch einmal die Truppen. Vor allem zählte er: Erschienen die Regimentskommandeure mit der vertraglich vereinbarten Stärke? Waren womöglich viele Soldaten unterwegs in den Büschen verschwunden? Womit wir auf ein Thema stoßen, das sich durch die gesamte Feldzugsgeschichte ziehen wird: Desertation. In den Armeen des 18. Jahrhunderts kam sie fast so häufig vor wie Schnupfen und Zahnfäule. War die nächste Grenze vielleicht nur einen Tagesmarsch entfernt und hatte man keine Geliebte zu Hause, war es immer eine Option, sich abzusetzen und die Uniform wieder auszuziehen. Die Bindekraft an die Fahne des Fürsten war gering, den nationalen Patriotismus des folgenden Jahrhunderts gab es höchstens bei Einzelnen. Aber die hessischen Kommandeure kannten ihr Geschäft! Deshalb hatten sie ursprünglich mehr Soldaten dabei, als auf ihren Listen standen: Liefen unterwegs ein paar davon, traf man später trotzdem mit voller Sollstärke ein!

Die Soldatenfrauen marschierten übrigens nicht mit ihren Männern zusammen – zumindest nicht, wenn »Zuschauer« zu befürchten waren. Die hätten Kolonnen aus Männern und Frauen (und kleinen Kindern) als »liderlich« oder gar unmilitärisch empfinden können. Deshalb forderte die bereits zitierte Vorschrift (»Reglement«), dass die Frauen und Kinder vom Provoss (Militärpolizist) separat durch die Siedlungen geleitet werden sollten. Man darf vermuten: ganz am Ende, mit einem Diskretionsabstand zur Marschsäule.

In BREMERLEHE wurden die Soldaten noch schnell auf KING GEORGE III. vereidigt (sodass die Soldaten offiziell zwei Herren hatten), dann begann das Seeabenteuer. Auf britischen Kriegsschiffen ging es zunächst nach PORTSMOUTH. Dort kamen englische Soldaten an Bord,

durchaus auch in einer Funktion als Aufpasser: Wer sagte denn, dass man diesen Deutschen ohne weiteres trauen konnte?

Die Baronin trotz der Seekrankheit

Die eigentliche Überfahrt war dann oft eine Strapaze. Stürme, Flauten, Nebel, eisige Kälte – wenig hatte die Ahnungslosen darauf vorbereitet, auch nicht die **BARONIN RIEDESEL**, die hier bereits erwähnt wurde. »Ich kann Dir keine große Beschreibung unserer Seereise machen«, hatte der Baron ihr ganz diskret geschrieben; vielleicht, um ihr nicht unnötig Angst zu machen? Er hätte neun Wochen zwischen Himmel und Meer verbracht, »wo ein Tag wie der andere vorbeiging«. Sie selbst jedoch und ihre Umgebung lernten dann bald nach der Abreise schwere Seekrankheit kennen. Ihre Helferinnen sanken nieder, auch andere Passagiere fielen aus. »... nur ich hatte keine Zeit dazu, weil meine Bedienten fast am kränksten von allen waren und ich also genötigt war, meine drei Kinder allein zu warten [...] so dachte



Das Bild zeigt die Anlandung britischer Einheiten in New York. Die 1. Division der landgräflichen Truppen unter General von Heister erreichte Sandy Hook südlich von New York Mitte August 1776.

ich nur an sie und befand mich wirklich [bald] besser...« **FRIEDERIKE RIEDESEL** bringt auch Verständnis für ihre zwei siechen Zofen auf: »Ich beklagte sie, denn sie hatten freilich nicht dasselbe Interesse wie ich, einen geliebten und geschätzten Mann wiederzuerlangen.« Dies festzuhalten spricht für die Seelengröße der Erzählerin. Normalerweise war es für ihre Standesgenossen wohl, in den Dienenden Wesen zu sehen, deren Innenleben man nicht ergründen musste.

Während die Baronin nun ihr eigenes Schlafquartier an Bord hatte, genossen die einfachen Soldatenfrauen kein solches Privileg. Wie schon erwähnt, waren fünf bis sechs Prozent der Truppe weiblichen Geschlechts. Es fällt nicht leicht, sich das alltägliche Miteinander dieser Frauen mit der Vielzahl an Männern vorzustellen, schon gar nicht in der Enge eines Schiffes. Gab es auch nur ansatzweise das, was wir »Privatsphäre« nennen würden? Einen dezenten Hinweis auf die Unterbringung liefert Unteroffizier **STEPHAN POPP (ANSBACH-BAYREUTH)**: Die Soldaten schliefen ganz allgemein in Doppelkojen, jeweils drei übereinander. Die Eheleute schliefen also nebeneinander, vermutlich waren auch die beiden anderen Zweierkojen jeweils mit Ehepaaren belegt.

Erste Geburten auf hoher See

Manche der Frauen traten die Reise mit kleinen Kindern an, andere waren bereits im siebenten oder achten Monat schwanger. Schon Wochen nach dem Ablegen erblickten erste Kinder auf hoher See das Licht der Welt. In der nüchternen Militärwelt wurden solche Ereignisse meist nur knapp registriert. Geradezu ausführlich fällt dagegen der Tagebucheintrag eines hessischen Offiziers vom 23. Mai 1776 aus. Zunächst handelt er ausführlich das Wetter ab, das tagelang kein Kochen zuließ.

»Um zwei Uhr nachmittags ließ der Sturm nach und das Wetter wurde besser. Wie uns diese Veränderung erfreute und wie eifrig wir uns ans Kochen machten [...] In der vergangenen Nacht bekam die Frau eines unserer Soldaten Wehen und gebar glücklicherweise einen feinen Sohn. Das Kind war gesund, aber die Mutter schwach.«

Das klingt, als hätte die Geburt während des Sturms stattgefunden; die werdende Mutter hätte dann noch gravierendere Probleme als Kochverzicht gehabt!

Umso erfreulicher ist der Eintrag des Leutnants für den folgenden Tag:

»Um drei Uhr nachmittags wurde das Kind getauft. Oberstleutnant Heymel, unser Schiffskapitän und Herr Ego [offenbar der Erzähler selbst] waren die Taufpaten. [...] Der Junge wurde Carl nach dem Oberstleutnant genannt, Hamilton nach dem Schiffskapitän und Heinrich nach mir. Der Mutter ging es heute schon viel besser.«

Auf den meisten Schiffen waren nach den ersten Wochen bald die frischen Lebensmittel verbraucht. Dann kam verstärkt Schiffszwieback ins Spiel, oftmals madig, ferner Salzfleisch. Auf der Reise traten deshalb auch erste Skorbuterkrankungen auf, die tödlich sein konnten (Symptome sind fiebriges Gelenkrheuma und Blutungen, oftmals im Zahnfleisch).

Ein Unteroffizier des Waldeckschen Regiments schreibt von Hafermehl und Erbsen, die die Haupternährung darstellten, angereichert von zweimal wöchentlichen (Salz-)Fleischportionen. Auch Käse gab es, zweimal pro Woche. Dann waren da leider auch die Läuse. Auf den weißen Uniformhemden sah man sie gut. »Obwohl eine tägliche Entlausungsparade stattfand, waren die Läuse so zahlreich unter uns, dass selbst ein Offizier sich nicht schämte, sich eine Laus vom Ärmel zu zwicken und sie über Bord zu werfen.«

Graf von der Lippe stirbt für einen Hund

Einige starben durch Unfälle an Bord. Ein Soldat sprang ins Wasser, um Selbstmord zu begehen, niemand wusste, warum. Dann kam es zum ersten Tod durch Schusswaffen – wegen der Misshandlung eines Hundes. Das Ereignis war selbst für die damalige Zeit bizarr. Ein Leutnant namens KARL AUGUST KLEINSCHMIDT scheint seinem Hund beim Luftschnappen an Deck auf die Pfote getreten zu sein oder dergleichen, jedenfalls ertönte lautes Wehklagen des Tieres. So laut, dass ein anderer Offizier aus seiner Kabine an Deck eilte, ein veritabler Graf namens Hauptmann LUDWIG WILHELM VON DER LIPPE; er beschuldigte den Leutnant der Tierquälerei, in heftiger Form.

Wir dürfen vermuten, dass Leutnant KLEINSCHMIDT schon zuvor den Grimm des anderen erregt hatte, sonst wäre das Folgende nicht

glaubhaft. Ein Wort gab das andere, mindestens einer der beiden Offiziere fühlte sich so beleidigt, dass nur Duellpistolen noch halfen. Der Graf holte sie herbei, man schoss aufeinander – KLEINSCHMIDT blieb stehen, der Graf sank nieder. Er war schwer verwundet, aber noch pflichtbewusst genug, um anderen Offizieren den gesamten Ablauf zu schildern, um sich dabei gleichsam für sein Verhalten zu rechtfertigen. Vielleicht kam KLEINSCHMIDT deshalb nur für ein halbes Jahr in Arrest. Denn Duelle waren natürlich offiziell verboten, an Bord eines Schiffes umso mehr!

Die Ankunft an der amerikanischen Küste war dann wie eine Erlösung. Eine originelle Danksagung für die Errettung aus überstandenen Gefahren kommt von Leutnant PHILIPP JACOB HILDEBRANDT, der zum Jägercorps des Fürstentums HESSEN-HANAU gehörte. Die Reise seines Regiments war noch länger als die der Kasseler, weil ihr Schiff direkt QUÉBEC ansteuerte, somit erst noch den Sankt-Lorenz-Strom hinaufsegeln musste.

*»Ich bat, ich säufzte nur, hilf Gott mir, Teutschlands Armen, nur wieder auf das Land. Das Waßer sey begrüßet
Von mir, denn nun hab ich für meine Sünd gebüßet,
und schreibe dem Papst nach Rom, dass künfftig alle Christen,
statt nach der Höllenphuhl, zu dieser Reis sich rüsten.«*

Leutnant HILDEBRANDT war bereits 44 Jahre alt, als er in Kanada eintraf, hatte also schon einiges gesehen und erlebt. Wie seine Reime zeigen, war er sicher kein bierernster, kein engstirniger Mensch. Gebürtig aus ZIEGENHAIN in Mittelhessen, hatte er als junger Mann offenbar das eine oder andere studiert, bevor er in den Militärdienst eintrat. Da sein Vater für die Militärverwaltung in ZIEGENHAIN arbeitete, war das wahrscheinlich kein Zufall. HILDEBRANDT diente erst in verschiedenen Heeren, bevor er schließlich in HANAU unterschrieb. In seinen Aufzeichnungen wird nicht nur eine enorme Neugier auf das fremde Land deutlich, er ist auch eine der empathischeren Stimmen der Erinnerungsliteratur. Oft hört man ihn mit seinen Männern mitleiden, die das natürlich merken und ihn dafür offenbar auch schätzen.

Kanada: Grenzschutz gegen die Amerikaner

Aber was, liebe Leserinnen und Leser, wollten die HESSEN-HANAUER (und die BRAUNSCHWEIGER) in Kanada? Es ging um die Sicherung der Südgrenze. Denn die Amerikaner waren bereits im Winter 1775/76 bis nach QUÉBEC vorgestoßen, bevor ihre Offensive von eisiger Kälte und den Pocken gestoppt wurden. Später bereitete man neue Versuche vor: Kanada sollte die 14. Kolonie des neuen Staates werden! Dass die nördlichen Nachbarn dies mehrheitlich nicht wollten, störte die Amerikaner kein bisschen. Tatsächlich war der Unabhängigkeitskrieg eben nicht nur Verteidigung, er war auch ein Ausgreifen nach Norden. Und wenn Kanada heute noch ein unabhängiger Staat ist, dann hat das auch mit dem damaligen »Wachdienst« deutscher Hilfstruppen zu tun.

Zurück zu den Truppen aus HESSEN-KASSEL: Mitte August 1776 landete die 1. hessische Division mit ca. 8.650 Soldaten (Frauen eingeschlossen) und wenig später die 2. Division mit 4.330 Angehörigen südlich von NEW YORK, bei SANDY HOOK. Gleichsam mit der ersten Landberührung begann ein großes Staunen, das lange anhielt: Diesen Amerikanern ging es unglaublich gut! Das Land, die Natur lieferte einfach alles! Einfache Soldaten wie Offiziere gleichermaßen waren beeindruckt vom Wohlstand. So etwa der erst 18 Jahre alte VALENTIN ASTEROTH, ein gelernter Sockenstricker aus TREYSA, der im Regiment von Huyn diente. Alle hier fahren Kutsche, stellte er fest, oder haben ein Pferd, auch die Bauern! Niemand geht zu Fuß! Und für grobe Arbeiten gibt es Sklaven: »Ein jeder Man hat einen oder mehr Mohren, die sie gekauft haben. Die mussten ihnen die Arbeit thun.« Luxusprodukte wie Tee sind allgegenwärtig: »Da mag dann ein Mensch seyn so arm wie er will, so wird zwei Mahl des Tages vor Tee gesorgt, [...] sonst könnten sie nicht leben.« Hatte nicht ein Importstreit über Tee sogar zum Ausbruch der Rebellion beigetragen? Gegen was rebellierten diese Menschen eigentlich?

Verwirrung über eine »Rebellion im Paradies«

Geradezu als »Paradies von Nordamerika« erschien vielen auch das kleine Rhode Island, nordöstlich von NEW YORK. Die Häuser dort seien groß und edel eingerichtet, die Menschen lebten wie »große Herren

und täten nichts als essen, trinken, schlafen und ihr Weiber zu bedienen«, heißt es in einer Aufzeichnung. Die HESSEN erlebten »Gastfreiheit, Menschenliebe und Gefälligkeit gegen Fremde«. Insbesondere die Frauen beeindruckten, schienen »fast den Göttern gleich« – die freiheitliche Luft der Kolonien schien den Menschen zu bekommen! Die Deutschen stießen auf manch wundersamen Brauch. Da war etwa das »bundling«, bei dem Liebespaare vor der Hochzeit miteinander turteln durften. In Unterwäsche, wohlgemerkt! Falls es zu einer Schwangerschaft kam, war der junge Mann zur Heirat verpflichtet. Ansonsten, so mussten die verblüfften Besucher zur Kenntnis nehmen, war eben Kirchenbuße fällig, wenn das Kind früher als sieben Monate nach der Hochzeit kam.

Viele der Amerikaner gaben sich im direkten Kontakt offen und gastfreundlich, wirkten im Grunde so wie heute auch. HESSEN, BRAUNSCHWEIGER, BAYREUTHER, WALDECKER, sie alle waren angenehm überrascht. Aber sie stutzten auch immer wieder, besonders, wenn sie später die südlicheren Gebiete (Plantagenwirtschaft!) betraten: Da waren die vielen Schwarzen Sklaven, gänzlich unfrei! Ihnen ging es deutlich schlechter als Mägden und Knechten daheim, die immerhin einen Schutzanspruch gegenüber der Herrschaft hatten.

»Wie ich noch in Europa war, hatte ich Mitleid mit ihnen [den Amerikanern], aber nun nicht mehr. Denn dies war wohl das glücklichste Volk unter die Sonne. [...] Stolz, Übermut und Dummheit hat diesen Krieg von seiten der Amerikaner und Nachlässigkeit von seiten der Engländer verursacht. Es mag ausfallen, als es will, so werden sie niemals wieder so glücklich sein, als sie gewesen ...«
(Obristleutnant LUDWIG JOHANN VON WURMB, 1777)

Fortschritt nur für weiße Kolonisten

Stellvertretend für viele Äußerungen soll hier Leutnant ANDREAS WIEDERHOLD vom Regiment KNYPHAUSEN zu Wort kommen. WIEDERHOLD stammte aus SPANGENBERG im Schwalm-Eder-Kreis. Er war Berufssoldat und hatte wie manche andere Kameraden auch bereits die Schlachten und Schrecknisse des Siebenjährigen Krieges erlebt. Bei der Ankunft in Amerika war er Mitte 40, eine gereifte Persönlichkeit also. Über die Schwarzen Sklaven schrieb er in seinem Tagebuch:

»Die gar zu schlechte Behandlung in allen dem Leben notwendigen Bedürfnissen [...] macht sie traurig und still. [...] Eine Schande ist es für das *ganze menschliche Geschlecht*, wie barbarisch manche mit ihnen umgehen!«

Solch eine empathische Aussage fällt gerade deshalb ins Gewicht, weil man damals seltener als heute öffentliches Mitleid bekundete. Vielleicht, weil die Zeiten insgesamt härter waren. Interessant ist, dass der Offizier hier gleichsam die Menschheit als solche herausgefordert sah: Das geht alle an, ruft er gleichsam aus. Das Schindersystem der Sklaverei erscheint plötzlich wie das Negativbild zur Freiheitsrhetorik: Die Rebellen bewarben ihr Tun gerne als »Fortschritt für die ganze Menschheit«. Das Elend der Schwarzen jedoch sah danach nicht aus.

Sklaverei versus Freiheitsrhetorik

Republikanische Freiheitsschwärmerei einerseits, Ausbeutung von Sklaven andererseits – wie passte das zusammen? Die Kolonisten wichen gleich auf zweierlei Weise vom biederem Selbstverständnis der Deutschen ab. Dieses Selbstverständnis sah etwa so aus: Man war erstens Untertan eines (hoffentlich!) anständigen, halbwegs ruhmreichen Fürsten. Zweitens strebte man natürlich im persönlichen Rahmen nach Wohlstand, aber ohne solchen durch Revolte und Aufruhr zu gefährden. Kurzum: Einem rechtmäßigen König wie GEORGE III. die Steuern zu verweigern war schlicht töricht und selbstherrlich!

Soweit die Sicht der »Hessians«. Zu den Ironien des Kriegs gehört es, dass die Amerikaner diese Invasoren ebenfalls als rätselhaft und fehlgesteuert empfanden. »Fürstenknechte« marschierten da auf, die offenbar ihren eigenen freien Willen verleugneten! So kamen führende »Patrioten« wie etwa BENJAMIN FRANKLIN auf den Gedanken, Flugblätter zu verfassen, die die Fremden zum Überlaufen veranlassen sollten. Sinngemäß hieß es da: Freies Land bekommt ihr zum Siedeln, ihr Söldlinge! Werdet einfach Amerikaner, dann müssen wir nicht auf euch schießen! Eigentlich ein brillanter Gedanke. Voraussetzung: Die Angesprochenen empfanden sich tatsächlich als bloße Kriegsknechte, die nach Besserem Ausschau hielten. Die miserable Annahmequote jedoch sprach zunächst nicht dafür. Erst später, als die deutschen Flugblatt-Leser mehr und mehr amerikanische Frauen kennenlernten, sollte auch das Land-Argument stärkere Wirkung entfalten ...

Mit Propaganda und Flugblättern

Peinlicherweise hatten die HESSEN, Offizier wie Gemeine, anfangs ein Problem: Geld! Die britische Finanzverwaltung ächzte, es dauerte mehr als zwei Monate, bis man den Hilfstruppen im Land endlich den Sold auszuzahlen begann. So kam es, dass die Besucher aus Übersee anfangs häufiger mit der Waffe im Anschlag einkauften, ohne zu bezahlen. Dies sprach sich natürlich herum. Es trug zu dem (kräftig aufgeblasenen) Schreckensbild brutaler Marodeure bei, das die Rebellen von den deutschen Hilfstruppen verbreiteten. Allerdings existierte dieses Bild schon, *bevor* die HESSEN auch nur einen Fuß an Land setzten! Schließlich war Krieg, also machte man Propaganda. Ursprünglich wollten die Briten ja sogar die Kosaken der Zarin auf die »Freiheitssöhne« hetzen. Das verzieh man dem König nicht – und im Zweifelsfall waren diese Deutschen doch wohl genauso schlimm? Skrupellose Kampfmaschinen sah man in diesen Leuten, ja »Invasoren der schlimmsten Art«!

Siege und Niederlagen, Teil I: Die Jagd beginnt

In diesem Kapitel treffen die beiden hessischen Divisionen an der amerikanischen Ostküste ein und vereinigen sich mit der britischen Hauptarmee. Unter General William Howe greift die Streitmacht die amerikanischen Stellungen auf Long Island an. Junge Soldaten wie Johannes Reuber müssen mit ihrer Anspannung vor der Feuertaufe zurechtkommen. Doch die Amerikaner fliehen vor der feindlichen Übermacht, mit geringen Verlusten triumphieren Briten und Hessen; zwei hessische Offiziere haben sogar Zeit, sich um eine erbeutete Fahne zu streiten.

Als der britische Oberbefehlshaber im August 1776 südlich von NEW YORK die zwei Divisionen aus HESSEN-KASSEL begrüßte, verfügten die Briten über eine Gesamtstreitmacht von immerhin rund 55.000 Soldaten (einschließlich der Truppen in Kanada). Ein Zusammentreffen von Nationen in Uniform bot damals kurzweilige Austauschmöglichkeiten. Deutsche und Briten beäugten einander, nahmen Maß: *Taugten die etwas als Kämpfer?* – die Frage lag stets in der Luft, auf beiden Seiten. Die in der Sonne blinkenden Messingschilder auf den hessischen Grenadierhauben dürften viele Blicke der Briten auf sich gezogen haben. Mit ihren hohen Kopfbedeckungen wirkten JOHANNES REUBER und seine Kameraden noch ein Stück größer als die »normalen« Soldaten! Letztere wurden schlicht als Musketiere¹ bezeichnet, die das Gros der Truppen bildeten. Die Bezeichnungen waren im Grunde etwas überholt, denn der »Grenadier« leitet sich von der Granate ab, die diese Truppengattung einst auf dem Gefechtsfeld schleuderte. Solche Granaten waren freilich längst ausgemustert, auch der Grenadier war mit der regulären Mus-

¹ Das Wort leitet sich von der Muskete ab, der Standardbewaffnung. Dass die »Drei Musketiere« des Schriftstellers Alexandre Dumas in den Filmen immer nur säbeln und niemals schießen, ist wohl der Fantasie des Autors geschuldet.

kete ausgerüstet, deren Gesamtlänge ein Bajonett auf fast zwei Meter vergrößerte. Das Gewehr war somit auch eine Stoßwaffe für den Nahkampf. Sie würde unter den Amerikanern im Folgenden einige Angst verbreiten!

Schotten in Röcken, Hessen mit Zöpfen

Das Blau der hessischen Uniformröcke brachte eine neue Farbe in die Feldlager, die bisher vom Rot der britischen Infantristen (»redcoats«) dominiert wurden. Dann war da noch eine kleine Zahl an grüngewandeten Soldaten, deren kurze Büchsen sich deutlich von den manns hohen Musketen unterschieden: Es waren Angehörige der hessischen Jägertruppe, Spezialisten für den Waldkampf und Erkundung. Bei den Briten firmierten sie bald als »greencoats«.

Aber auch für die Deutschen gab es einiges zu bestaunen: Da waren Schotten mit Röcken, kniehohen Wollsocken und Stoffmützen. Die meisten gehörten zu *Fraser's Highlanders*, dem 71. (britischen) Regiment zu Fuß also, das den Feldzug bis zum Ende mitmachen würde. Die Schotten erwiesen sich als zäh und anpassungsfähig, einige ihrer Einheiten würden im weiteren hessische Jägertruppen unterstützen und umgekehrt. Einheitlich für Soldaten aller Heere war damals das weiße Hemd: Im Sommer aus Leinenstoff, getragen unter einer Weste, im Winter aus Wolle. Auch Zöpfe gab es noch. Selbstverständlich legte das hessische Reglement fest, dass dieser Zopf mit einer »Lunte« (einem dünnen Faden) in Form zu bringen sei; bis zum »Kreuz«, bis auf den Rücken also, hatte der Zopf zu reichen. Interessanterweise erwähnt die Vorschrift auch eine Art Häkelei, aus Stoff oder dem Haupthaar [?], die unter dem Zopf hindurchging und mit der Mütze verbunden wurde: Es war wohl eine Fixierung, die verhindern sollte, dass die recht gewichtige Kopfbedeckung beim Angriff vom Haupt fiel. Die Vorschrift regelte offensichtlich das Aussehen jedes einzelnen Uniformteils. Dabei scheute man nicht konkrete Vorgaben, die den »Schick« gegenüber der Bequemlichkeit bevorzugten: »Die Hosen müssen enge um die Beine und im Gesäße, auch kurz über das Knie gemacht werden.«



General William Howe war der erste britische Oberbefehlshaber von 1775 – 1778. Er galt als fähiger Offizier und hatte sich bereits während des Siebenjährigen Krieges in Nordamerika ausgezeichnet. Manche Historiker vermuten, dass das erste Großgefecht des Krieges – im Juni 1775 bei Bunker Hill vor den Toren Bostons – Howes Lust auf Entscheidungsschlachten nachhaltig dämpfte; dort gingen die britischen Schützenlinien in offenem Gelände gegen verschanzte »Patrioten« vor und verzeichneten über 1.000 Tote und Verwundete, ein erster Schock für die Kolonialmacht.

Ein guter Soldat muss schick aussehen!

Festhalten lässt sich: Der Spruch »Kleider machen Leute« galt damals eben auch für Soldaten. Es gehörte zur Ehre eines Kämpfers, auch gut auszusehen! Die kunterbunte Arbeitskleidung der Rebellen führte folglich bei den Deutschen zu einer gewissen Hochnäsigkeit: Durfte

einer Revolte machen, der sich nicht mal eine Uniform leisten konnte? Vor diesem Hintergrund sind die Eindrücke des Gemeinen DÖHLA vom BAYREUTHER Regiment als Kompliment zu verstehen, wenn er sich über die »Montirung«, also über die Uniform der Briten äußert: »[...] die Soldaten haben sehr leichte und luftige Montirungen und tragen nicht schwer, wenn sie im Felde sind [...] die englischen Montirungsstücke sind sehr fein, die Hemden von der feinsten englischen Leinwand.« Auch die schönen weißen Kniestrümpfe der Briten würdigt er ausdrücklich. Die Angelsachsen haben allerdings ihre Eigenheiten, nämlich »Laster als: Fluchen, Schwören, Saufen, Huren und Stehlen [...] und übertreffen damit fast alle anderen Völker«.



General Leopold Philipp von Heister war als Befehlshaber der Truppen Hessen-Kassels dem britischen General Howe untergeordnet. Der ließ den biedereren Deutschen oft im Dunkeln über seine strategischen Absichten.

Die Chefs fremdeln miteinander

Es lohnt sich, die beiden Befehlshaber näher zu betrachten. Die Briten gaben den Ton an, somit war General WILLIAM HOWE unstrittig der Oberkommandierende: Er traf die strategischen Entscheidungen. Folglich war der landgräfliche General LEOPOLD PHILIPP VON HEISTER sein Untergebener. Klare Befehlsketten helfen grundsätzlich, aber leider fremdelte HOWE von Anfang an mit diesem etwas altbacken daherkommenden HESSEN. Schon kulturell trennten sie Welten: HOWE war

ein Viscount aus dem britischen Hochadel, mit 47 Jahren auch noch frisch genug, um bei Feldzügen seine Mätresse sowie einen beachtlichen Weinvorrat mitzuführen. VON HEISTER dagegen stand bereits im 61. Lebensjahr und war das Musterbild eines treuen, fantasielosen Militärs; kurz vor dem Aufbruch nach Amerika hatte der Landgraf ihn noch schnell in den Adelsstand erhoben. Dass dieser Hesse langsam und tapsig sei, ließ HOWE immer wieder einmal nach LONDON melden. Meist hielt er es denn auch nicht für nötig, VON HEISTER über seine strategischen Absichten zu informieren, schließlich war der ja nur Befehlsempfänger. Der brave VON HEISTER machte daraus keine Affäre, im Gegenteil: Seinem Landgrafen schrieb er häufig, wie gut die Zusammenarbeit mit dem Viscount HOWE doch funktionierte ...

Zunächst aber ließ sich alles gut an. Die Briten verbreiteten die Einschätzung, dass nur eine Minderheit der Kolonisten, etwa 40 Prozent die Rebellion aktiv unterstütze. Das entsprach dem Grundgefühl von HEISTERS und seiner Offiziere: Vielen erschien das Ganze doch eher als eine Luxus-Revolte. Beim ersten gemeinsamen Dinner skizzierte HOWE seinen Gästen aus KASSEL die bevorstehende Anlandung auf LONG ISLAND. Wer schon einmal in NEW YORK war, wird mit »LONG ISLAND« vor allem den Stadtteil Brooklyn verbinden; damals existierten auf der Insel nur ein paar Dörfer, reichlich Wald und dazwischen einige Höfe. Die britisch-hessische Mission klang eigentlich simpel: WASHINGTONS Armee stellen und besiegen! Dann konnte HOWE im Namen des Königs gegebenenfalls Milde walten lassen und die rebellierenden Grundbesitzer wie WASHINGTON mit ein paar Ermahnungen wieder auf ihre Güter zurückschicken. Kurioserweise gehörte HOWE – obschon Oberbefehlshaber – eher zum Lager der Tauben, die eine diplomatische gegenüber einer kriegerischen Lösung bevorzugten. Dieser Umstand mag einiges von dem erklären, was später passierte.

Bitte Schmuck ablegen: Man zielt auf Offiziere!

Wie mag der wackere VON HEISTER das alles wahrgenommen haben? Als Angehöriger der fürstlichen Militärkaste glaubte er an den Kasernenhof-Drill. Aber hier in Amerika, wo es so viel Landschaft und so wenig von allem anderen gab, wie weit kam man hier mit Kasernenhof-Formationen? Die ersten Erzählungen der britischen Offiziere dürften ihn ein wenig nachdenklich gemacht haben: Die Amerikaner

stellten sich leider nicht gerne in Reih und Glied auf, um sich – wie anständige Soldaten! – Salven um die Ohren schießen zu lassen. Lieber verhielten sie sich *not sportsman like* und schossen aus der Deckung. Am liebsten auf die Offiziere! Die HESSEN mussten zur Kenntnis nehmen, dass jene *rifle men* immer erst die Befehlshaber, die Antreiber also, aufs Korn nahmen. Und dann verstand VON HEISTER wohl auch, warum die britischen Hauptleute, Majore und Obristen so wenig Silber an ihren Uniformen bzw. Hüten hatten: Diese Dekorationen zogen die Büchschüsse magisch an! Die feindlichen Scharfschützen benutzten – wie die Spezialisten der HESSEN auch – Gewehre mit gezogenem Lauf, deren Spiralführung der Kugel einen Drall gab. So waren noch gezielte Schüsse bis etwa 250 Meter möglich. Lag so ein Kerl auch noch irgendwo im Unterholz oder hinter einer Mauer, wusste man gar nicht, was einen traf...!

Einheit	Besteht aus	Befehligt von	Stärke/Mann
Regiment	2 Bataillone	Oberst/Oberstleutnant	1.000 – 1.200
Bataillon	4 – 5 Kompanien	Oberstleutnant	500 – 600
Kompanie	3 – 4 Züge	Hauptmann (»Kapitän/Stabskapitän«)	110 – 120
Zug	3 – 4 Gruppen/ Trupps	Leutnant (»Lieutenant«)	30 – 40

Büchse versus Muskete

In Filmen über das 18. Jahrhundert befremden mitunter Schlachtfeldszenen, wenn zwei Heere aufeinandertreffen: Die Soldaten laufen in geschlossener Linie auf den Feind zu, dann geben sie aus kurzer Entfernung eine Salve ab. Was uns Heutigen als selbstmörderisch erscheinen mag, war letztlich in der mangelnden Treffsicherheit der Standard-Musketen begründet. Aus ihren Läufen kamen zwar massive Kugeln von 15, 16 oder 17 Millimeter Durchmesser, doch die Waffen schossen nur ungenau. Man musste also möglichst nahe an den Feind herankommen! Nach der ersten Salve feuerte man womöglich noch eine zweite oder gar dritte ab, bevor man dann mit gefällttem Bajonett



Der Kampf um New York gemäß einer zeitgenössischen Karte: Blau sind die amerikanischen, rot die britisch-hessischen Bewegungen. Der Rückzug Washingtons nach Manhattan markiert etwa die Position der heutigen Brooklyn Bridge.

auf den Gegner losging. Da das Nachladen der Vorderlader jeweils rund 20 Sekunden dauerte, musste der Feind sich überlegen, ob er noch einen Schuss auf die anstürmenden Angreifer zustande brachte – oder nicht lieber vom Schlachtfeld floh!

Die Stärke der Amerikaner lag anfangs eher im guerillaartigen Einzelkampf. Viele von ihnen handhabten Büchsen, nicht Musketen. Die spiralförmig in den Büchsenlauf eingeschnittenen Rillen (»Züge«) gaben der Kugel, wie gesagt, einen starken Drall – und dem Schützen eine große Treffsicherheit. Der große Nachteil war die deutlich längere Ladezeit: Anders als bei der Muskete musste die Kugel förmlich von oben in den Lauf gepresst (oder gar: gehämmert) werden, dann waren noch einige starke Stöße mit dem Ladestock notwendig. Das alles schaffte ein geübter Schütze in etwa 40 bis 50 Sekunden, es konnte bei widrigen Bedingungen aber auch länger dauern. Da die Büchsen keine Bajonethalterung hatten, war der Soldat während der Ladezeit ganz ungeschützt – weshalb das Abhocken hinter irgendeiner Deckung umso sinnvoller war.

Natürlich schossen auch die deutschen Jägereinheiten mit Büchsen. Den Jägern kam der Flankenschutz der Grenadierformationen zu, in schwierigem Gelände liefen sie auch ein Stück der normalen Truppe voraus, um auf Überraschungen reagieren zu können. Nicht zuletzt das Erkunden war eine wesentliche Jägaufgabe: Wo steht der Feind, wie stark ist er – kann man ihn womöglich überraschen? Zum Meister in dieser Disziplin entwickelte sich der aus KASSEL stammende Hauptmann JOHANN EWALD. Bei vielen Spähtruppen mit zehn bis zwanzig Mann lief er selbst vorweg, immer darauf bedacht, sich als Erster ein Bild von der Lage zu machen. Mit dieser Rücksichtslosigkeit gegenüber sich selbst gewann er den Respekt und die Bewunderung seiner Soldaten. Greifbar wurde dieser besondere Zusammenhalt immer dann, wenn etwas schiefging; so erzählt EWALD in seinem Tagebuch eine Gefechtsepisode, bei der er im Feindfeuer verwundet zu Boden ging. Schnell waren seine Leute da und schleiften ihn aus der Schusslinie. Aber etwas fehlte! Zwei von ihnen spurteten also noch einmal nach vorne, um den liegen gebliebenen Dreispitz ihres Hauptmanns zu bergen (gegen dessen Proteste). Beide blieben unverletzt, auch der Hut konnte gerettet werden. Bewegt erwähnt EWALD die Namen der beiden in seinen Aufzeichnungen, was im Falle von gemeinen Soldaten fast nie passierte.

Hessians to the Front: Invasion von Long Island

Unabhängig davon, dass WASHINGTONS Armee sich in NEW YORK verschanzt hatte: Die Briten mussten die Stadt schon aus strategischen Gründen an sich bringen. Der Hafen war von großer Bedeutung, der Hudson war eine wichtige Handels- und Versorgungsroute ins Landesinnere. Man wusste von Überläufern, dass WASHINGTON sein Hauptquartier in einer Villa am Broadway aufgeschlagen hatte. WASHINGTON wiederum wusste, dass die HESSEN eingetroffen waren. Ein Großangriff stand ihm bevor, ohne Zweifel! Sicherheitshalber verteilte er seine Truppen auf LONG ISLAND und Manhattan, wobei auch die Kernstadt in Südmanhattan eine Garnison mit reichlich Artillerie bekam. Wenn überall Einheiten standen, musste er doch irgendwo die Briten stoppen können?

Die große Offensive begann am 22. August 1776. Zu Wasser und zu Land, wohlgemerkt: Die Kanonenfeuer der britischen Kriegsschiffe sicherten das Anlanden des Heeres. Am Vormittag setzte die britisch-hessische Vorhut von Staten Island über die gut zwei Kilometer breite NEW YORK Bay nach LONG ISLAND/Brooklyn über. Das Übersetzen funktionierte reibungslos, doch kurioserweise ließ HOWE dann erst einmal wieder Halt machen: Drei Tage nahm er sich Zeit, um zu überlegen, wie man gegen die hinter zahlreichen Verhauen verschanzten Rebellen vorgehen könnte. Stürme und Gewitterregen waren der Landung vorausgegangen, die Wiesen und Waldstücke triefen, in denen die Grenadiere nun ihre Zelte aufschlugen. Hier und da sahen sie die schwarz verkohlten Überreste verbrannter Farmhäuser. Hatten die Rebellen das getan? Zuzutrauen war es ihnen!

Als der Angriff dann endlich losging, gehörte das Grenadierregiment von Donop zu den vordersten Abteilungen. Viele der Männer waren junge Leute, Bauernsöhne aus der Gegend HOMBERG und BORKEN, die noch nie ein Gefecht erlebt hatten. Wie kamen sie mit der Angst zurecht, getroffen zu werden, das erste Gefecht nicht zu überleben? Dachten sie an ihre Lieben daheim, beteten sie? Mit Trommelschlag vorzugehen, stetig und in fester Formation, das half womöglich, die Angst unter Kontrolle zu halten; eingespielte Bewegungsabläufe geben Halt in Situationen von höchstem Stress. Umso verwirrender für die Männer war dann die Annäherung an die ersten Hütten des Dorfes FLATBUSH: Die Grenadiere liefen in einen

Bleiregen der *rifle men* hinein, der amerikanischen Scharfschützen also. Die kaum zu sehen waren! Ihre weitreichenden Büchsen aber zwangen die HESSEN schnell in Deckung. Runter! Was nun? Salven wie zu Hause auf dem Übungsplatz konnte man hier nicht abgeben. Der Gegner schoss aus der Deckung heraus, war unsichtbar – dreist war das!

Die Angst vor der Feuertaufe

Während die Grenadiere die Köpfe einzogen, rückten ihre Kameraden von der Jägertruppe vor. Diese Männer waren gelernte Förster bzw. Schützen aus hessischen Wäldern, Leute also, die sich ohne Tschingderassabum, aber mit Geschick im Gelände bewegten. Sie nahmen nun ihrerseits mit gut gezielten Schüssen den Feind unter Feuer, um ihn zurückzudrängen.

Auch der junge Grenadier JOHANNES REUBER vom Regiment RALL kam an diesem Tag zu seinem ersten Einsatz. Wie so manche andere der eingezogenen Jungsoldaten dürfte er in den Tagen zuvor eine massive Anspannung verspürt haben. REUBER war ein wacher Kerl, der sich Gedanken machte. Vermutlich fragte er immer wieder ältere, kriegsgediente Kameraden aus: Wie ist das, wenn einem auf dem Schlachtfeld der Feind entgegenmarschiert? Wie viel Schüsse geben wir ab, zwei oder drei, bevor wir mit dem Bajonett angreifen müssen? Und was, wenn die Amerikaner nicht fliehen, sondern kämpfen? Die Veteranen haben dann womöglich ihre Tabakspfeife aus dem Mund genommen und von Schlachten an Weser oder Fulda erzählt. Sie werden ein bisschen aufgeschnitten haben, betont haben, mit welchem Furor die Reiterei des Feindes auf die HESSEN losging... warum den jungen Kerlen nicht ein bisschen Angst machen? Aber ein nüchterner Veteran wird vielleicht abgewiegelt haben, was etwa so geklungen haben könnte: *Pulverdampf, Junge, überall Pulverdampf, wenn es richtig losgeht... Tausende von Musketen, das gibt einen Qualm, da siehst du eigentlich nichts mehr...!*

REUBER dürfte all das aufgesogen haben, mal nervös, mal fatalistisch; womöglich hat er sich vorgenommen, in der Hitze des Gefechts einfach immer genau das zu tun, was Gefreite und Unteroffiziere neben ihm taten – dann machte er wohl nichts falsch. Die zehn Handgriffe beim Laden der Muskete beherrschte er mittlerweile im

Schlaf: Dabei musste er die Papierpatrone aufbeißen, die Kugel und Pulverladung enthielt, erst etwas Pulver auf die Pfanne des Musketen-schlusses aufbringen, dann den Pfannendeckel schließen, dann das restliche Pulver in die Mündung des Laufs einfüllen, die Kugel samt Papier mit dem Ladestock hinterherschieben, dann den Ladestock wieder in die Halterung unterm Lauf stecken, den Hahn spannen... und beim nächsten Feuerbefehl abdrücken. So richtig zielen konnte er dabei nicht, denn REUBERS Muskete hatte kein Visier, sondern nur ein einfaches »Korn«, eine kleine Erhöhung also über der Mündung des Laufs. Weil man ohnehin auf 40 bis 50 Meter an den Feind heranrückte – die Wucht der Salve sollte die Entscheidung bringen! Aber würde der Grenadier alle diese Bewegungen auch so flüssig hinkriegen, wenn ihm feindliche Kugeln um die Ohren pfften? Manche seiner Kameraden waren auf der Atlantikpassage an Skorbut erkrankt, hatten womöglich Zähne eingebüßt – mit ihnen mochte REUBER nicht tauschen, denn Zahnlücken erschwerten das Aufbeißen des Papiers.

Statt blutigem Kugelhagel: Streit um eine Fahne

Doch was REUBER seinem Tagebuch dann über die erste Feindbegegnung auf LONG ISLAND anvertraute, klingt nicht so, als hätte er auch nur einen Schuss abgegeben. Von seinem Innern gab der junge Krieger nichts preis, dafür aber hielt er etwas für die Nachwelt fest, das für Gesprächsstoff ohne Ende gesorgt haben dürfte. Als ihr Regiment gegen die Hauptlinie der amerikanischen Stellungen vorging, stieß man zwischen einigen Waldstücken auf einen Haufen von etwa 50 Amerikanern, die ihnen »mit fliegender Fahne« entgegenkamen – die Erwähnung der Fahne heißt hier wohl, dass der Feind noch im Kampfmodus war. Oberst RALL ließ seine Grenadiere halten und sofort auf die Rebellen anlegen. Die aber retteten ihr Leben, indem sie ihre Waffen fallen ließen und um Gnade baten, angeblich »Pardon!« riefen. (»Bardoun« schreibt REUBER das.) Ein Unteroffizier der HESSEN schnappte sich dann die besagte Fahne der Geschlagenen, um sie dem Regimentskommandeur selbst zu überreichen.

»Ehe aber dies vollbracht, kam der Brigadegeneral von Mirbach vom linken Flügel her geritten und wollte vor dem Grenadierregiment dem Unteroffizier die erbeutete amerikanische Fahne weg-

nehmen, [um] sich die Beute [selbst] anzueignen. Aber der Oberst Rall sprach: Herr General, die Fahne haben meine Grenadiere erbeutet, die soll ihnen bleiben. Niemand wird sie ihnen wieder wegnehmen! Da gingen sie zornig auseinander...«

Dieser General WERNER VON MIRBACH war wohlgerne RALLS Vorgesetzter, trotzdem erteilte der Oberst ihm eine Abfuhr – das dürfte ihm die Anerkennung, ja Bewunderung seiner Grenadiere gesichert haben! Tage später erfuhr RALL eine Beförderung, der Streit hatte ihm offenbar nicht geschadet.

Siege und Niederlagen, Teil II: Washington auf der Flucht

General Howe zaudert bei der Verfolgung Washingtons, möchte eine Entscheidungsschlacht vermeiden. Das amerikanische Heer zieht sich Stück um Stück zurück, verliert immer mehr Männer und Ausrüstung. Der Schwung der hessischen Angriffe beeindruckt Freund wie Feind, unter anderem wird ein großes Fort im Hudson-Tal erobert. Die Amerikaner setzen sich schließlich von Manhattan nach New Jersey und Pennsylvania ab; eine hessische Brigade bezieht nicht weit entfernt von ihnen das Winterlager.

General Washington auf den Fersen

WASHINGTON hatte in Erwartung der Invasion etwa 10.000 Mann auf LONG ISLAND stationiert. Viele von ihnen waren allerdings bestenfalls Milizsoldaten mit geringem Gefechtswert, ohne Erfahrung. Folglich verschanzten sich die Amerikaner angesichts der Invasion von mehr als 20.000 Briten und HESSEN hinter einer Linie von Verhauen aus gefällten Bäumen, die sich einige Meilen über die Insel zog. Doch da war dieser unbewachte Durchlass, ein ganzes Stück von der Hauptfront entfernt: Den durchschritt General HOWE schließlich am 27. August mit britischen Truppen, gleichzeitig ließ er die HESSEN frontal angreifen, zur Ablenkung. Der Erfolg war durchschlagend: Erdrückt von der Zahl der Angreifer, warfen Hunderte von WASHINGTONS Männern ihre Gewehre weg und baten auf Knien um Gnade. Tausende andere flohen. »Ihre Angst vor unseren Truppen ist unbeschreiblich«, frohlockte ein hessischer Offizier. Als alles vorbei war, zählte man 300 tote oder verwundete Amerikaner, fast 1.100 konnten gefangengenommen werden. Insgesamt verlor WASHINGTON ungefähr 2.000 Mann an diesem Tag, oder etwa 20 Prozent der Armee auf LONG ISLAND.

Die britischen Verluste fielen dagegen gering aus, und die HESSEN verzeichneten nur zwei Gefallene und 26 Verwundete – was eben auch

bedeutet, dass die meisten Truppen nicht direkt in Kampfhandlungen verwickelt waren. Gleichwohl durften Tausende junger Männer wie **REUBER** das Gefühl haben, ihre Feuertaufe bestanden zu haben; die Aufregung vor dem ersten Gefecht war überstanden, beim nächsten Mal würden die Soldaten bereits weniger nervös sein. Ein leichter Sieg also, gut für die Moral der Truppe!

General Howe lässt sich Zeit

WASHINGTON hatte auf den Brooklyn Heights, einem Plateau über dem Hudson, größere Befestigungen errichten lassen. Dorthin eilten die Geschlagenen nun. Macht den Sack zu, Sir!, riefen unterdessen **HOWES** Offiziere: Die Kolonialmacht war zahlenmäßig mehr als doppelt überlegen! Wenn man die Höhen von Brooklyn jetzt stürmte, war der Knock-out-Schlag fällig. Sir **WILLIAM HOWE** aber war keiner, der sich hetzen ließ. »Belagern!«, lautete sein Plan. Ein Raunen und Tuscheln ging durch die Reihen der Offiziere: Hoffte ihr bedächtiger Oberbefehlshaber immer noch, **WASHINGTON** zum Aufgeben zu überreden? Ein erstes Gnadenangebot **HOWES** hatte **WASHINGTON** bereits mit knappen, würdigen Worten abgelehnt: »Wer keine Verfehlung begangen hat, braucht keine Begnadigung!«

Ein Jägerhauptmann macht sich Gedanken

Einer, dem das bedächtige Taktieren **HOWES** bereits jetzt auf die Nerven ging, war der Jägerhauptmann **JOHANN EWALD**, der bereits vorgestellt wurde. Dies jedenfalls vertraut er freimütig seinem Tagebuch an, das ihn durch den Krieg hindurch begleiten sollte. Er war der Sohn eines Kasseler Buchhalters. Die Eltern scheinen früh gestorben zu sein, die Erziehung oblag schließlich der Großmutter, die ihn nicht daran hatte hindern können, mit 16 Jahren als Kadett in die Armee des Landgrafen einzutreten. Der Offizier brodelte vor Energie und Neugier; als junger Fähnrich hatte er mehrmals über die Stränge geschlagen, sich aus einem albernem Anlass sogar ein Säbelduell mit einem Kameraden geliefert und ein Auge eingebüßt. Aber das war Jahre her, als Führer einer Jägerkompanie hatte er sich im Griff, seine Männer sowieso. Für ihn war der Amerikafeldzug eine Chance, mehr aus sich zu machen. Um **WASHINGTON** und seine »Freiheitssöhne« zum Nach-

geben zu zwingen, musste man deren Armee stellen und schlagen, so nüchtern sah **EWALD** das.

... und weg ist der Washington!

General **HOWE** mochte sich damit beruhigen, dass sein eigener Bruder, zufällig ein Admiral der Navy, mit seinen Kanonenbooten die Flussmündungen und die Küste kontrollierte. Wohin sollte **WASHINGTON** schon gehen? Die eigentlich wenig überraschende Antwort lautete: über den East River! Der trennt heute wie damals **LONG ISLAND** von Manhattan. In einer genialischen Hauruck-Aktion organisierte **WASHINGTON** genügend Boote, um seine verbleibende Armee überzusetzen: In der Nacht vom 29. auf den 30. August, durchnässt von Dauerregen, gaben die Rebellen Brooklyn Heights auf und machten sich davon. Zum Glück lag mittlerweile dichter Nebel über dem East River, der die Sache begünstigte. Der Andrang der geschlagenen Krieger freilich war so stark, dass einige zu volle Barken zu sinken drohten. Angeblich beschied der entnervte Oberbefehlshaber deshalb, selbst als Letzter einzusteigen: Damit beschämte er seine nervösen Streiter womöglich, jedenfalls verlief der weitere Rückzug über den Fluss dann reibungslos. Als die Briten in den Ufernebel feuerten, war der Feind bereits verschwunden.

Kampf um New York

In den folgenden Wochen und Monaten wurde ein kaum 40 Kilometer langer Waldstreifen von Manhattan im Süden bis White Plains im Norden zur Bühne der Weltgeschichte. Es ist schwer, nicht an den alten New-York-Song Frank Sinatras zu denken: »... if I can make it there, I can make it anywhere.« Wer es in **NEW YORK** schafft, schafft es überall! Kurioserweise lag dieses Gefühl in der Luft, dass man die so wichtige Hafenstadt haben oder eben halten musste, wollte man einen Krieg für sich entscheiden. Doch leider liefen die Dinge für **WASHINGTON** immer schlechter! **HOWE** legte nach der Flucht der Amerikaner nochmals eine Denkpause ein, dann setzte er Mitte September mit frischem Elan über den East River, um den Feind endlich zu stellen. Die Landung erfolgte bei **KIP'S BAY**, an der heutigen East Side (etwa anderthalb Kilometer vom Empire State Building entfernt). Vorne wieder mit dabei:

von Donops Grenadiere und Jäger, also auch Leutnant WIEDERHOLD (der Sklaverei-Kritiker aus Kapitel 2). In flachen Landungsbooten erreichten er und seine Kameraden in höchster Anspannung das andere Ufer. Kartätschenladungen der Verteidiger flogen ihnen entgegen. Konnte man da überhaupt anlanden? Man konnte, denn die Kanoniere WASHINGTONS gaben im letzten Moment Fersengeld. Rasch sammelten sich britische und hessische Einheiten am flachen Ufer. Befehle hallten durch die Luft, die Männer orientierten sich an ihren Regimentsfahnen, formierten sich neu und gingen nun mit aufgepflanztem Bajonett zum Angriff über. Die Amerikaner wichen zurück. Doch immer wieder ereigneten sich Scharmützel mit den *rifle men*, die aus dem Schutz von Mauern und Bäumen heraus schossen – um dann wieder Reißaus zu nehmen. Im Stil eines kampffähigen Veteranen erzählt der hessische Leutnant WIEDERHOLD gleichsam beiläufig von solchen Begegnungen: »Ich scharmützelte mit den Feinden, wobey sie mir einen mann blessirten [verwundeten], wofür ich ihnen einen mit meiner Büchse in die andere Welt schickte.« Die Botschaft: Wir lassen uns nichts gefallen! Dies war es, was seine Männer von ihm erwarteten. Und weiterhin: »Wir lagen hier abermahlen eine Nacht ohne Zelte. Diese Gegend heißt East Chester.« Ohne Zelte, das war bedauerlich, denn die Oktobernächte waren bereits empfindlich kalt. Darüber allerdings noch zu jammern, hätte weichlich gewirkt.

Die Ohnmacht eines Generals

WIEDERHOLD ahnte wohl kaum, wie sehr das stoische Vorrücken den Feind beeindruckte: Reservetruppen der Amerikaner, die den Brückenkopf abriegeln sollten, machten kehrt und flohen – unter WASHINGTONS Augen! Der Generalissimus eilte bei Bekanntwerden der Landung sofort Richtung KIP'S BAY, um seine Männer anzufeuern. Auf seinem schönen Fuchswallach gab der groß gewachsene WASHINGTON eine durchaus imposante Figur ab, jeder erkannte die schmucke, würdige Erscheinung in der blauen Generalsuniform. Doch er stieß auf Kompanien, die sich auflösten. Die Flüchtenden liefen direkt an ihm vorbei, überall lagen Waffen und Ausrüstung herum. WASHINGTON konnte es nicht fassen. Er brüllte die Männer an, prügelte sogar mit der Reitpeitsche auf sie ein. »Sind dies die Männer, mit denen ich Amerika verteidigen soll?« Ein Wutschrei, der in die Geschichts-

bücher einging. Wie konnte man dem mächtigen Britannien einen neuen Staat abringen, wenn niemand bereit war, dafür sein Blut zu geben? Der nächste Rückzug stand an, nach Norden, Richtung Harlem...

Hessische Kanoniere schießen auf Washington

WASHINGTON schonte sich nun noch weniger als zuvor. Hin- und herreitend, war er oft am waldlosen Ufer zwischen seinen Truppen sichtbar. Bei solch einer Gelegenheit erkannte Hauptmann GEORG KRUG von der hessischen Artillerie die markante Figur. Er ließ rasch zwei Schüsse abfeuern – vorbei! In Europa wohlgemerkt dürfte man nicht einfach den Oberbefehlshaber des Feindes liquidieren, es wäre gleichsam sittenwidrig. Aber hier? WASHINGTON gab seinem Wallach die Sporen, die Chance für weiteren Direktbeschuss war verstrichen.²

Während sich das Gros der Rebellen nach Norden zurückzog, musste die im südlichen Manhattan verbliebene Truppe nun Hals über Kopf verschwinden, um nicht eingekesselt zu werden. Sie tasteten sich am Ufer des Hudson entlang, bis sie sich schließlich mit dem Hauptheer wieder vereinigen konnten. Als die ersten britisch-hessischen Kontingente Manhattan erreichten, erlebten die Soldaten eine freundliche Aufnahme; viele »Patrioten« waren geflohen, wer noch da war, hielt es meist mit KING GEORGE. Und überhaupt: Die Stadt war wohlhabend; Handel erzeugte Wohlstand, aber diese »Revolution« zerstörte den Handel und richtete den Wohlstand zugrunde. So wie das Feuer, das von frustrierten »Patrioten« gelegt worden war! Es hatte ein Viertel der Stadt zerstört. Die HESSEN durften sich also bestätigt fühlen: Diese Rebellion war nicht nur unnötig, sondern auch höchst schädlich!

Weiter und weiter drängte man die Amerikaner zurück. Das Rot der britischen Uniformen und das Blau der HESSEN wirkte auf einen stauenden Milizionär wie ein »blühenden Kleefeld« – das tödlich war, wenn man nicht schnell genug weglief. Die im Oktober einsetzende Herbstkälte machte Übernachtungen im Freien bald unangenehmer als die Gefechte mit dem Feind. Auf beiden Seiten fror man; Frost-

2 Generaladjutant Karl Leopold Baumeister berichtet über diesen Direktbeschuss in seinen Briefen an den Landgrafen. Unklar ist das genaue Datum, es scheint aber in den Tagen nach der Landung bei Kip's Bay stattgefunden zu haben.

nächte machten krank, hinzu kamen immer wieder Dysenterie und Fälle von Ruhr, weil das Trinkwasser oft nicht sauber genug war. Die NEW YORKER Halbinsel bestand noch größtenteils aus Wald. Durchsetzt war er mit Siedlungen, in denen noch Holländisch gesprochen wurde, schließlich hieß NEW YORK auch einst New Amsterdam. Dass Soldaten sich bei diesem Feldzug wie Rotkäppchen im Wald verliefen, dass sie abends irgendwo ohne Wasser und Verpflegung im Dickicht saßen, kam häufiger vor. Hilfreich waren im späteren Feldzugsverlauf indigene Scouts, nur waren sie bei kleineren Truppenbewegungen selten verfügbar.

Aus Fort Washington wird Fort Knyphausen

Der düpierte General HOWE ließ nicht locker. Es war bereits Mitte November und es regnete reichlich, als er zwei Festungen der Rebellen am Hudson angreifen ließ (der Manhattan von New Jersey trennt): FORT WASHINGTON auf dem östlichen Ufer, dann Fort Lee am Gegenufer. HOWE musste sie ausschalten, wollte er den Fluss für seinen Nachschub sichern. Während die Royal Navy also vom Wasser aus das Feuer eröffnete, griffen hessische, englische und schottische Regimenter zu Land an. Vorne mit dabei war wiederum Leutnant WIEDERHOLD, der hier seinen wohl dramatischsten Kriegstag erlebte. Denn das Fort lag auf einer markanten Anhöhe über dem Ufer des Hudson, vorgelagert waren schwere Verhaue. Die musste man irgendwie überwinden, um an den Feind zu kommen. Viele Kanonen spuckten Feuer, als Generalleutnant VON KNYPHAUSEN – ein Preuße in hessischen Diensten – seine Männer durch Morast, verkeilte Buchenäste und über Felsen bergan führte. Mit größtem Respekt berichtet WIEDERHOLD, wie der General selbst vorneweg lief, Hand an die Hindernisse legte, »um die Leute zu ambitionieren [zu motivieren]«. Zeitgleich griff aus einer anderen Richtung ein Regiment der Highlander an. WIEDERHOLD und seine Männer erlebten so blutige wie bange Stunden, bis die Verteidiger endlich das Feuer einstellten. Nun gibt der Offizier auch einmal einen Blick in sein Innenleben preis:

»Nun wurde die wahre Attaque bey uns angefangen und wir fanden nunmehr den Kern ihrer Truppen und ihre Rifle Menn [...] auf dem fast unersteiglichen, mit Morast umgebenen und mit drey

über einander gemachten Verhacks vor uns liegenden Felsen; dem allem ohngeachtet wurden alle Hindernisse aus dem Wege geräumt, die Verhacks durchbrochen, der Morast durchwaded, die Felsen erstiegen, und die Rifle Menn [...] vertrieben, und wir erreichten diese so fürchterliche Anhöhe und Berg, verfolgten die sich hinter die Linien und Batterien retirirenden Feinde [...] Beide, der Capitän Medern sowohl als der Lieutenant. v. Löwenfeld sind todt [...] ich aber, Gott Lob! Lebe noch und bin ganz wohl weg gekommen, außer einem kleinen Schramm im Gesicht [...] Hier erinnerte mich an das alte Sprüchwort, das Unkraut nicht vergehet.«

Ein Offizier und ein Gemeiner der Feldjäger aus Hessen-Kassel. Die aufgelockert kämpfende Jägertruppe erwies sich in Nordamerika als sehr nützlich und wurde im Laufe des Krieges mehrfach aufgestockt.



»Unkraut vergeht nicht!«

Auf dem Gegenufer, von Fort Lee aus, verfolgte WASHINGTON das Drama. Er hatte seinem befehlshabenden General doch die Evakuierung empfohlen! Das jedenfalls wird er später in seinen Memoiren kundtun. Was er nicht erwähnte: Noch kurz vor dem Angriff hatte er sich in einem Boot mit Stabsoffizieren über den Fluss rudern lassen. Bei der Annäherung an die Festung hörte WASHINGTON aber schon das Herannahen des Feindes. Er drehte um, doch es mangelte ihm an der Entschlossenheit, dem Festungskommandanten das Abrücken schlicht zu befehlen...

Nach kurzem Kampf kapitulierte die Besatzung. Der 17-jährige Grenadier JOHANNES REUBER erlebte das so:

»Als die zwei Stunden um waren, wurde die Festung Fort Washington übergeben an den hessischen General Knipphausen mit allen Vorräthen. Das Rall'sche Grenadierregiment und das Alt-Loßbergische Regiment mußten sodann zwei Linien machen gegen einander, und da mußten sie [die Amerikaner] durchmarschieren und Gewehr und Waffen ablegen, und da kamen die Engländer und führten sie nach New-York in Gefangenschaft.«

Klingt hier etwas wie Stolz oder gar Triumph durch? REUBER, der Sohn eines einfachen Tagelöhners, ist recht sparsam in seiner Wortwahl, hat den Sturm auf das Fort in telegrammartigen Satzketten abgehandelt (»... vorwärts den Berg und Steinfelsen hinauf; der eine fiel lebendig herunter, der andere wurde todtgeschossen; an den wilden Buchsbaumbüschen mussten wir uns in die Höhe ziehen...«). Er hatte die Lebensgefahr hautnah gespürt, nun gehörte er zu den Siegern! Er dürfte sich wie die meisten der HESSEN nun als Teil von etwas Großem, Siegreichem gefühlt haben, das nach einigen Blutopfern eine grandiose Bestätigung gefunden hatte. Selbst die Offiziere waren siegestrunken, um wie viel mehr musste das alles auf einen 17-Jährigen gewirkt haben!

»Man hatte eine so gute Opinion von uns...«

Sage und schreibe 2.818 Rebellen Soldaten legten ihre Waffen vor den Siegern nieder. Waffen, Schießpulver und enorme Vorräte gingen in die Hände der Sieger über. Das Ansehen der HESSEN war auf dem Höhepunkt, das eroberte Fort wurde offiziell in Fort Knipphausen umbenannt und so sollte es bis zum Kriegsende heißen. Dass die HESSEN fast 90 Gefallene verzeichneten, konnte die Stimmung insgesamt nicht trüben. »Unvergleichliche Festigkeit und Kampfgeist« wurde dem hessischen Befehlshaber seitens der Briten bescheinigt. »Man hatte eine so gute Opinion [Meinung] von uns, daß man glaubte, wo unsere Brigade wäre, nichts resistirte«, schwärmte Leutnant WIEDERHOLD in einem Brief nach Hause. »Wir waren alle ein bisgen stolz darauf und dachten es könnte nicht fehlen.«

Und WASHINGTON? Nach der Niederlagenserie sah es mehr als trübe aus für das koloniale Demokratie-Projekt. Der Verlust an Männern und Waffen war nur schwer zu verkraften. Zumal zum Jahresende hin die Dienstzeit Tausender Soldaten WASHINGTONS auslief. Viele dieser Männer hatten sich lediglich für einige Monate oder ein Jahr verpflichtet. Die Armee wurde immer kleiner! Ein Teufelskreis zeichnete sich ab: Verlor WASHINGTON zu viele Schlachten, würde man an der Zukunft dieses Staatswesens zweifeln. Dann aber wären die neuen Papier-Dollar nichts mehr wert, die die Rebellen fleißig druckten. Womit also neuen Rekruten Handgeld zahlen, womit Kanonen kaufen? Jeder bestand auf barer Münze! Sollte der Kampf mit dem britischen Mutterland noch eine Aussicht auf Erfolg haben, musste WASHINGTONS Kontinentalarmee früher oder später ein kräftiges Lebenssignal in die Welt feuern: Wir sind noch da!

Niederlagen zehren am Geldwert

Einstweilen zerstörten enttäuschte »Patrioten« beim Rückzug gerne Anwesen der Royalisten, die zum König hielten: Hauptmann EWALD'S Abteilung etwa sicherte während des Angriffs auf FORT WASHINGTON einige Ortschaften weiter östlich. Die dortigen Rebellentrupps wichen zwar vor den HESSEN zurück, aber zündeten dabei noch schnell einige Häuser an. Bald stand alles lichterloh in Flammen, was EWALD in große Rage versetzte. So wütend war er, dass er dem flüchtenden Feind weiter folgte, als geboten wäre, denn: »Ich hätte diese Brandstifter gerne in die Flammen der Häuser geworfen!« Dass war geradezu ein Gefühlsausbruch für einen, der die Dinge sonst gerne auf »rationale« Weise darstellte. Aus EWALD spricht hier die Frustration, die loyale Bevölkerung nicht besser schützen zu können; er identifizierte sich durchaus mit der Mission der Briten, die »Ordnung« wiederherzustellen. Tatsächlich sollte das Problem des mangelnden Schutzes für die königstreuen Amerikaner zu einer strategischen Verlegenheit werden, die eine Rolle für den Kriegsausgang spielte.

Ein Gentleman-Krieger trinkt erst einmal Tee

EWALD selbst ging durchaus rücksichtsvoll vor, wenn es die Situation zuließ. Oder soll man sagen stilvoll? Kein Zweifel, die Rolle des

Gentleman-Kriegers lag ihm. Wenn er Anekdoten erzählt, scheint er das gerne mit einem Zwinkern zu tun: *Wahren wir die guten Sitten, auch im Krieg!* Gezinkert hätte er mit dem rechten, denn das linke Auge hatte er einst bei einem Degenduell eingebüßt. Folglich war er mit einer Augenklappe unterwegs.

Eines seiner launigsten Erlebnisse klingt so: Im Winter 1776/77 erkundete er mit ein paar Soldaten ein etwas abseits stehendes Landhaus in New Jersey, in dem er feindliche Offiziere vermutete. Eine Truppenansammlung der Rebellen stand nämlich nur zwei oder drei Meilen entfernt; eine Information, die der Hesse von einem hilfereichen Schwarzen bekommen hatte. EWALD hätte nun ein paar Soldaten ins Haus vorschicken können, denn eine Schießerei mit wem auch immer war durchaus möglich. Er hätte sich leicht damit rechtfertigen können, die erhoffte Gefangennahme von außen zu überwachen. Aber genau das war ihm wohl zu langweilig: Er selbst ging vor! Näherte sich im Schneegeriesel vorsichtig der Haustür ... unverschlossen! Er betrat kurzentschlossen den Flur, niemand war zu sehen. Was nun? Hinter ihm folgten zwei oder drei seiner Soldaten, Schotten, die er vermutlich bei Fraser's Highlandern ausgeliehen hatte.

Durch eine Tür hörten sie lebhaftes Gespräch. Frauenstimmen, aber auch Männer. Eine größere Runde offenbar, die dort versammelt war. Bewaffnet? Ganz sicher! EWALD wird an dieser Stelle beschlossen haben, sich einen nicht ungefährlichen Spaß zu erlauben. Zweifellos raunte er seinen Männern noch schnell etwas zu, sinngemäß: *Ich versuch's friedlich! Lasst niemanden hinaus!* Und schon klopfte er höflich an.

»Come in!«, ertönte es prompt von der anderen Seite. »Ich öffnete die Tür, trat in den Raum und wünschte der Runde einen Guten Morgen ...«

Ein verschneiter Besucher mit Augenklappe

Er fand sich in der Gesellschaft von drei bewaffneten Rebellen-Offizieren (erkennbar an den Uniformen) und vier Damen wieder, die eine Teerunde kredenzt. Die Anwesenden musterten ihn ein wenig ratlos: Ein selbstbewusster Besucher um die dreißig stand da, mit einer Augenklappe und einem Uniformmantel, der mit reichlich Schnee bedeckt war. Aber man konnte schlecht mit den Regeln der Gastfreundschaft brechen. Eine gut gekleidete Dame bot ihm also erst mal eine

Tasse Tee an. Er nahm gerne an. Man floskelte, noch gab EWALD nichts preis. Erkannten die Amerikaner seinen Akzent? Eine der Damen mochte Verdacht geschöpft haben, sie ging hinaus – und wurde so gleich von einem schottischen Wachtposten zurückgestoßen. »Oh! Lord!« – ihr Ausruf war Erkennen und Erschrecken zugleich. Also beendete der Jägeroffizier die Charade:

»[Ich] gab mich den Herren zu erkennen, und erteilte ihnen die angenehme Nachricht, daß sie meine Gefangene wären. Die Herren zogen ihre Degen und die Damen fielen mir um die Knie, und baten mich, ihnen ihre Männer zu lassen. Die zwei Schotten kamen ins Zimmer, und ich versicherte denen Herren, mir ihre Degen zu geben oder sie würden niedergestossen. Sie folgten meinem Rath und ich erlaubte ihnen von ihren Frauen einen zärtlichen Abschied zu nehmen. Ich verließ mit meinen Herren das Haus, wobei mir gute und böse Wünsche aus dem schönen Munde der Damen folgten, nahm in aller Eile meinen Rückmarsch und kam Mittags in Mount-holly [Mount Holly] wieder an.«

Mit letzter Kraft in die Weihnachtsquartiere

Unterdessen ging WASHINGTONS Rückzug weiter: Ein letztes Gefecht bei White Plains, ein Stück nördlich vom Fort Knyphausen, endete mit einem abermaligen Ausweichen der Amerikaner. Am Ende zog WASHINGTON sich mit dem Rest seiner ramponierten Truppe nach Pennsylvania zurück, um die Wunden zu lecken. Die »Saison« war abgeschlossen, es ging auf Weihnachten zu. Auch HOWE verließ nun der Eifer, im Geiste war er wohl schon in LONDON, dessen Bälle und Gesellschaften er vermisste. »Granny« HOWE nannten ihn seine Soldaten heimlich, Großmutter also – das Gefühl war verbreitet bei Briten wie HESSEN, dass man mit etwas mehr Tempo den Rebellen hätte den Garaus machen können!

Sicherheitshalber schickte HOWE den Flüchtenden aber noch ein paar Truppen hinterher. Zumindest bis zum Delaware, der Pennsylvania von New Jersey trennt. Das Schicksal wollte, dass Oberst RALL mit drei Regimentern in der Stadt TRENTON (etwa 100 Kilometer südwestlich von NEW YORK) die Grenzschutz übernahm. RALL war ein erfahrener Offizier und durchaus beliebt bei seinen Leuten. Er hatte eine ge-

wisse Verwegenheit, die ihn beim Sturm auf FORT WASHINGTON glänzen ließ. Der Oberst freute sich auf die Weihnachtstage, auf guten Punsch und die eine oder andere Gesellschaft mit den Einheimischen. Konnte von Westen eine Überraschung kommen?

WASHINGTON saß irgendwo auf der anderen Seite, wusste man. Mit vielleicht noch 4.000 oder 5.000 Soldaten, die eigentlich mehr Milizionäre waren, Leute ohne Stehvermögen, ohne Schneid. Und ohne Zelte, Stiefel und Kanonen ... RALL hatte sie so oft davonlaufen sehen! Es war Ende Dezember, massive Eisschollen trieben den Delaware hinab. Die dürften ein organisiertes Übersetzen fast unmöglich machen. Ja, der Oberst war sich sicher: Weihnachten in TRENTON müsste ruhig und angenehm werden! Dass er am Ufer ein paar Verschanzungen aufwerfen möge, richtete ihm sein Chef noch aus. Sicherheitshalber eben. Schanzen, gegen wen?, feixte RALL: Die Hasenfuß-Truppe der Rebellen wagte es doch nicht, die siegmächtigen HESSEN anzugreifen!

Die insgesamt sechs Kanonen der Brigade ließ er mangels besserer Idee vor seiner Unterkunft abstellen. Und ging Weihnachten feiern, mit Offizieren und Bewohnern des Ortes ...

Siege und Niederlagen, Teil III: Trenton – der Hessenfang

General Washington setzt alles auf eine Karte. Er überquert nachts den Delaware-Fluss und nimmt Oberst Ralls hessische Brigade im Handstreich gefangen. Leutnant Wiederhold, der alles hautnah miterlebt, darf an Washingtons Tafel speisen und den General persönlich kennenlernen. Der Sieg lässt die Amerikaner neuen Mut schöpfen, Trenton wird der Markstein für den Wendepunkt. Die Hessen aber werden mehr schlecht als recht in Gefangenenlagern untergebracht, lange Fußmärsche und Entbehrungen warten auf sie.

1.200 HESSEN! In TRENTON, auf dem anderen Ufer!« Als man WASHINGTON Mitte Dezember 1776 diese Nachricht brachte, war er empört, einerseits: Verachtete man seine Lumpenarmee wirklich so sehr, dass der Feind sich vor seiner Haustür zur Ruhe setzte? Im selben Atemzug aber war er elektrisiert: Ein Wink des Schicksals konnte das sein! Gerade weil die HESSEN sich so sicher fühlten. Selbst wenn sie bei den Rebellen mittlerweile als »best soldiers on earth« galten, kam der Hochmut immer noch vor dem Fall ... Oder war es Selbstmord, solch eine Brigade einfach anzugreifen?

WASHINGTON rang mit sich. Was, wenn er nichts unternahm? Dann würde der Feind später mit geballter Macht über den demnächst zu-frierenden Delaware-Fluss kommen! Bis PHILADELPHIA, der Hauptstadt der Rebellen, waren es nicht einmal zwei Tagesmärsche! Als wollte ihn der Kongress daran erinnern, informierte man den Oberbefehlshaber formlos über den »Umzug« des Kongresses: Das Gremium wich nach Baltimore aus, 150 Kilometer weiter im Südwesten. Die Armee war geflohen, nun flohen die Politiker. Wer kein Fantast war, dachte mittlerweile über eine Kapitulation nach.

Gedanken an Kapitulation – der Kongress flüchtet

WASHINGTON wusste, welch enormen Respekt seine Leute vor den HESSEN hatten. Er musste es also schaffen, die Deutschen irgendwie zu überraschen, sie mit den »pants down«, in Unterhosen, zu erwischen. Würden RALL und seine Truppe nicht zumindest an Weihnachten betrunken sein? Aber um früh am Morgen über TRENTON herzu- fallen, müsste man *nachts* über den Delaware setzen!

2.000 bis 3.000 Soldaten mit einer Handvoll Ruderboote überzusetzen würde Stunden brauchen. Dann war da Eisgang auf dem Fluss, der für die Insassen vollbeladener Boote tödlich sein konnte. Vieles konnte schiefgehen bei diesem Plan! Zumal die Truppe nicht auf Höhe von TRENTON übersetzen konnte, denn dann würden die hessischen Kanonen sie direkt zurück ins Wasser schießen. Das Heer musste einige Meilen weiter flussaufwärts übersetzen, in sicherer Entfernung zum Ort. Was wiederum Marschzeit kostete ... WASHINGTONS Offiziere waren voller Zweifel. Würde das Ganze nicht in die Katastrophe führen? Die nächste Niederlage würde die letzte sein, das spürte jeder. Gewiss, die Männer glaubten an ihren Chef, einerseits; andererseits hatte er bisher nicht gerade wie ein großer Feldherr agiert. Colonel John Glover, einer der engsten Mitarbeiter, nannte das Vorhaben angeblich einen »verdammten Irrsinn«. Aber auch Glover wusste, dass sie dazu verdammt waren, etwas zu versuchen!

Eine hässliche Überraschung zum Fest

Stellen wir uns diese Szene am Morgen des 26. Dezember einige Meilen nördlich von TRENTON vor: Schneeregen wechselt mit Schnee ab. Ein eisiger Wind bläst den Männern des Wachtpostens die Flocken in die Augen. Ein Postenhäuschen ist der einzige Schutz gegen das Wetter; die gut zwei Dutzend Soldaten, die seit Stunden im Freien sind, haben die Köpfe eingezogen, stampfen immer wieder mit den kalten Füßen auf, versuchen sich mit den Händen warm zu rubbeln. Der Morgen ist angebrochen, aber im fahlen Licht können sie kaum den nahen Waldrand ausmachen. Die Männer haben ihre Gewehre zu Dreierpyramiden hinter dem Häuschen zusammengestellt. Die Musketen sind nicht nur schwer, sondern auch eiskalt; der Feind bleibt bei solchem Wetter ohnehin lieber im Bett, also warum feuerbereit sein? Vor

einer halben Stunde war die letzte Patrouille zurückgekommen: Alles ruhig!

Dann knarrt die Tür, aus dem Postenhäuschen tritt der befehlshabende Offizier. Es ist Leutnant WIEDERHOLD. Da kracht ein Schuss aus dem Nichts. Was ist los? Da, aus der milchigen Trübe des Schneeregens, tauchen die braunen Waffenröcke der Amerikaner auf. Eine ganze Salve kracht! Erschrocken greifen die Männer zu ihren Ge-



»Washington crossing the Delaware« von Emanuel Leutze (1816 – 1868). Eines der bekanntesten amerikanischen Bilder überhaupt stammt von einem Deutsch-Amerikaner aus Schwäbisch Gmünd. Leutze traf als Auswandererkind 1825 in Amerika ein, in Philadelphia studierte er Malerei. 1842 kehrte er für einige Jahre nach Deutschland zurück, wo er u. a. die Düsseldorfer Kunstakademie besuchte. Vor allem mit Historienbildern machte er sich einen Namen; 1851 entstand sein berühmtestes Bild, Washingtons Flussüberquerung. Das Werk hat das zeittypische Pathos, steht Washington doch mitten im scheinbar kippligen Boot; in Wirklichkeit saß er natürlich auf einer Ruderbank. Zwei Versionen malte Leutze von dem Bild. Die erste fand ihren Weg irgendwann in die Bremer Kunsthalle, wo sie 1942 bei einem britischen Bombenangriff zerstört wurde. Die zweite Version hängt heute im Metropolitan Museum of Art in Washington.